DEUTSCH-NORDISCHES JAHRBUCH FÜR KULTURAUSTAUSCH UND...

DEUTSCH-NORDISCHES JAHRBUCH FÜR KULTURAUSTAUSCH UND VOLKSKUNDE

1921



LOFOTEN IM WINTER

DEUTSCH-NORDISCHES JAHRBUCH
FÜR KULTURAUSTAUSCH UND VOLKSKUNDE
1921

IM AUFTRAGE
DES DEUTSCH-NORDISCHEN VERBANDES UND UNTER MITWIRKUNG DER DEUTSCH-NORDISCHEN WIRTSCHAFTS-VERBÄNDE
HERAUSGEGEBEN VON WALTER GEORGI

VERLEGT BEI EUGEN DIEDERICHS IN JENA 1921

MIT 8 TAFELN UND 2 ABBILDUNGEN IM TEXT

Inhaltsverzeichnis

Verzeichnis der Abbildungen

Vorwort

Nach siebenjähriger Unterbrechung tritt das Deutsch-nordische Jahrbuch wieder an die Öffentlichkeit. Schwere, bittere Jahre liegen hinter dem deutschen Volke. Jahre voller Anfeindungen und Mißverstehens, die es fast noch härter schmerzten wie die Wunden, die ihm der Weltkrieg schlug. Das deutsche Volk kämpfte im guten Glauben für sein Recht. Jenseits seiner Grenzen aber stand offene Feindschaft oder Mißtrauen.

Das Deutsch-nordische Jahrbuch sah bereits in seiner ersten Ausgabe das Ziel klar vor Augen, das heute stärker denn je zur Verwirklichung drängt, Brücken zu schlagen von Volk zu Volk, um in gemeinsamem Verstehen der Eigenart des Anderen die Völker einander näher zu bringen zum Vorteil ihres kulturellen Lebens. Seine Aufgabe beschränkt sich auf die Beziehungen des deutschen Volkes zu den stammverwandten germanischen Völkern und dem auf germanischer Kulturbasis aufstrebenden Finnland.

Der Weg zu diesem Ziele ist heute schwieriger als vor dem Kriege. Ein dunkler Wall von Fehlern und Mißverständnissen umgibt das deutsche Volk, Fehlern und Mißverständnissen aus beiden Lagern, nicht minder von Seiten seiner nordgermanischen Brüder. In diesen Wall eine Bresche zu schlagen, ist die erste Aufgabe des Jahrbuchs. Mit rücksichtsloser Offenheit die Fehler in beiden Lagern aufzudecken, um das Übel zu finden und zu heben, braucht sich der Starke nicht zu scheuen, der sich seines rechtlichen Zieles voll bewußt ist. Erst dann wird die Luft gereinigt werden von der drückenden Schwüle, die heute noch auf den germanischen Völkern lastet. Das Jahrbuch sei daher der Aussprache ebenso gewidmet wie dem Wiederaufbau der Beziehungen. Sein Weg ist die Versöhnung, sein Ziel ist gegenseitige Befruchtung und Fortentwicklung der kulturellen Kräfte.

Berlin-Wilmersdorf, im Oktober 1920

Der Herausgeber

Walter Georgi / Die Nordgermanen und wir

Der Kanonendonner des Weltkrieges hat die Erde in zwei feindliche Lager gespalten. Nur der Kurzsichtige sah Neutrale. Interessenpolitik bestimmte die Haltung des Einzelnen wie der Staaten. Nicht nur das Volk, das mit Riesengeschützen, Flammenwerfern und Handgranaten sich seiner Gegner wehrte, stand im Kampf, die ganze Welt rang miteinander, in zwei Lager geteilt, in die Lager der gegensätzlichen Interessen.

Hätte sich diese Erkenntnis in Deutschland bereits zu Beginn des Krieges Bahn gebrochen, so wäre man vor mancher bitteren Enttäuschung über die Haltung der Völker, die man die Neutralen nannte, verschont geblieben. Es fehlte der nüchterne Blick für die Wirklichkeit, da man bei allen Erwägungen nur die eigene gute Sache in den Vordergrund stellte und mit reichlichem Unverständnis der Psyche der sogenannten Neutralen gegenüberstand. Vor allem das Verhalten der stammverwandten skandinavischen Völker bereitete dem Durchschnittsdeutschen die größte Enttäuschung. Man erwartete eine begeisterte Anteilnahme dieser Völker am eigenen Existenzkampf und sah sich lediglich kühlen Erwägungen gegenüber.

In der kurzen Zeit seines weltpolitischen Aufstiegs, der mit einer beispiellosen wirtschaftlichen Entwicklung Hand in Hand ging, hatte der Durchnittsdeutsche in seinem berechtigten Stolz auf die eigenen Leistungen nicht selten den Maßstab für die Interessen der anderen Völker verloren. Für seine Erfolge und Ziele glaubte er auch bei allen anderen Völkern rückhaltlose Bewunderung und Nachahmung finden zu müssen. Er sah nicht die fremden Verhältnisse und Lebensbedingungen, die zu den seinen oft in schroffem Gegensatz standen. So ward ihm hieraus die erste bittere Enttäuschung. Blindes Vertrauen zur eigenen guten Sache und kühle Interessenpolitik der Anderen führten zu jenen Mißverständnissen und Verstimmungen, die bei einer nüchternen Beobachtung der Verhältnisse das Maß tiefgehender Erregung auf eine vernunftgemäße Beurteilung zurückgeführt hätte. Hätte man jene Gegensätze bereits im Anfang in Rechnung gestellt, so wäre man später von peinlichen Überraschungen bewahrt geblieben.

Die Beziehungen Deutschlands zu den germanischen Ländern des

Nordens waren mannigfacher Art, sowohl auf kulturellem wie auf wirtschaftlichem Gebiet.

Es braucht kaum darauf hingewiesen zu werden, was die deutschen Universitäten und Hochschulen, was deutsches Geistesleben für die skandinavischen Intellektuellen einst bedeutete, ehe man sich nach der angelsächsischen Seite hin orientierte. Tausende deutscher Touristen wiederum strömten alljährlich nach dem Norden, um sich an der milden Schönheit der dänischen Landschaft, dem stillen Ernst der Seen oder Schärengebiete Schwedens und der urgewaltigen Kraft norwegischer Fjorde zu erfreuen. In den Städten des Nordens suchten sie von den Kulturdenkmälern alter und neuerer Zeit zu lernen und ihren Wissenskreis zu erweitern. Was die wirtschaftlichen Beziehungen betrifft, so weiß man in Deutschland, was die dänische Landwirtschaft und der norwegische Fischfang für unsere Ernährung, was die schwedischen Erzgruben für unsere Eisenindustrie bedeuten.

Aber trotz dieser mannigfachen Beziehungen wurzelte im Norden vor dem Kriege fast nur in Schweden eine tiefere Sympathie für Deutschland. Der Weltkrieg zerriß die Schleier des Wahns, die dem deutschen Volke die klare Erkenntnis getrübt hatten. Die Gründe, die ein verstecktes Mißtrauen und oft sogar eine unausgesprochene Abneigung gegen Deutschland in Skandinavien nährten, sind politischer wie menschlicher Art. Vor allem fürchtete man in Dänemark und Norwegen mit dem empfindlichen Stolz kleiner Staaten auf die eigene Selbständigkeit die deutsche Politik. Man fühlte sich von dem deutschen Imperialismus bedroht, ohne dafür stichhaltige Gründe anführen zu können. In Dänemark verstimmte außerdem der wechselvolle Kurs der preußischen Nordmarkpolitik ebenso wie lange Jahrzehnte zuvor die Nichtausführung des Paragraphen 5 des Prager Friedens, die als Wortbruch Preußens ausgedeutet wurde und bis in die letzte Zeit hinein einen beliebten Agitationsstoff dänischer Nationalisten bildete, um dem Verhältnis beider Völker die Innigkeit ihrer Beziehungen immer wieder vorzuenthalten.

Die alljährlichen Besuche der deutschen Flotte in Norwegen und gewisse mit ihnen verbundene harmlose Übergriffe untergeordneter Organe reizten die Empfindlichkeit und Nervosität der Norweger. Man fühlte sich im Grunde durch das deutsche Aufgebot an Macht-

mitteln bedrückt und fürchtete, allmählich in eine unwillkommene Abhängigkeit hineingetrieben zu werden. In Schweden stand man der deutschen Machtentwicklung mit kälterem Blute gegenüber. Ja, man begrüßte sie in nichtsozialistischen Kreisen als das notwendige Gegengewicht gegen den russischen Imperialismus, der sich nach seiner schweren Niederlage im fernen Osten immer mehr auf das Ostseeproblem und die eisfreien Häfen im Nordmeer einzustellen schien. Man erwartete von Deutschland die Hilfe in dem drohenden Existenzkampf gegen die russische Gefahr. So kam es auch, daß bis zur russischen Niederlage die Sympathien in Schweden überwiegend auf deutscher Seite standen und eine starke Aktivistenpartei für den Anschluß Schwedens an den Vierbund Stimmung machen konnte. Mit den schwedischen Interessen stiegen und sanken die Sympathien für Deutschland, bis schließlich nur noch die konservativen Kreise innerlich mit uns zusammengingen.

Neben den politischen Schwierigkeiten bereiteten Besonderheiten und Verschiedenheiten allgemeiner menschlicher Natur im Norden den Boden für Mißverständnisse und Entfremdung in kritischen Tagen. Man stand dem deutschen Volkscharakter vor allem in Norwegen und Dänemark mit dem gleichen Unverständnis gegenüber wie der Deutsche dem Nordländer. Nur daß man dort im Norden mit seiner Unkenntnis der deutschen Volksseele bei Mißtrauen und oft gar Geringschätzung landete, während der Durchschnittsdeutsche in seiner harmlosen Begeisterung für seine urgermanischen Brüder sich in Vertrauensseligkeit und unangebrachter Romantik verlor. Der Deutsche erfreute sich mitunter im Norden einer Unbeliebtheit, die bei der Stammverwandtschaft der Völker in Erstaunen setzen mußte. Man achtete wohl sein Wissen, seinen Fleiß und die Energie, mit der er sein Ziel verfolgte. Man sah in ihm den Streber, den man vielleicht mit einer stillen Furcht bewundern, dessen nüchterne Zielsicherheit und bürokratische Genauigkeit man aber niemals lieben konnte. Man glaubte in jedem Deutschen einen Vertreter des Preußentums erkennen zu müssen, das man ablehnte, ohne indessen seine Vorzüge und Fehler gegen einander abzuwägen. Die Abneigung war eine instinktive und beruhte in dem angeborenen Freiheitsdrang des Nordländers gegen jede staatliche Bevormundung. So mißachtete man in dem Deutschen das politische System, in dem

er lebte. Die umgänglicheren Formen des Franzosen und die ruhige Sicherheit des Engländers waren eher geeignet, sich im Norden Sympathien zu erwerben. Dazu kam der starke Strom der deutschen Ferienreisenden, deren Art des Auftretens den kühlen Nordländern im Innersten fremd war. Man unterließ zwar auf dem Wege der Reklame in Deutschland kein Mittel zur Hebung des Fremdenverkehrs nach den skandinavischen Ländern, der im Allgemeinen zur Vertiefung des gegenseitigen Kulturaustausches nur zu begrüßen war. Aber die kurzen Ferienwochen des Deutschen reichten bei der angeborenen Zurückhaltung des Nordländers, besonders des Norwegers, nicht zu einem näheren Kennenlernen und verständnisvollen Eindringen in die Eigenart des Anderen aus. Zwar kehrte der Deutsche stets mit einer rührenden Begeisterung für nordische Natur und Volkscharakter nach Hause zurück, der Nordländer aber hatte oft nicht mehr als ein überlegenes Achselzucken für seine Stammesbrüder. Der angestrengte Kampf ums Dasein, zu dem die wirtschaftliche Entwicklung in Deutschland einen jeden zwang, hatte in das Wesen des Deutschen besondere Züge eingeprägt, die sich nicht selten in Hast und Nervosität bei jeder Lebensäußerung, selbst in den Tagen der Ferienerholung äußerten. Überlautes Auftreten in der Freude, der schweren Bürde des Alltags einmal in herrlicher Natur für ein paar Wochen ledig zu sein, stießen den bedächtigen Nordländer ab, ohne daß er sich der Mühe unterzog, in den tieferen Gründen dieses Wesens nach einer Entschuldigung zu suchen. Man verstand mitunter noch nicht einmal den Idealismus zu würdigen, mit dem mancher Deutsche sich den Genuß einer Nordlandfahrt erkämpfen mußte. Wie viele Studenten, kleine Lehrerinnen oder unbegüterte Beamte und Gelehrte sparten sich das ganze Jahr über das Geld für eine Nordlandreise an ihrem Munde ab! Suchten sie dann dort mit ihren Groschen hauszuhalten und mit ihnen das Möglichste zu erreichen, so zuckte man spöttisch die Achseln über das sparsame Pack, verglich diese Deutschen mit dem noblen Auftreten wohlhabender Engländer und nannte sie verächtlich »Pölsetysker« (Wurstdeutsche). Mag hier und dort auch eine berechtigte Kritik an einer zu weitgehenden Sparsamkeit oder an einer unbedachten Nachlässigkeit der äußeren Kleidung am Platze gewesen sein, die Kritik verallgemeinerte aber und schoß oft weit über das Ziel hinaus, ohne die

idealen Beweggründe der weit überwiegenden Mehrzahl der deutschen Ferienreisenden in Rechnung zu stellen. Man liebte eben den Deutschen nicht und gab sich daher wenig Mühe, in seine Eigenart einzudringen.

So lagen die Verhältnisse und Stimmungen im Norden, als der Weltkrieg ausbrach. Man muß es den nordischen Regierungen zur Ehre anrechnen, daß sie im Verlauf des Krieges sich niemals von Gefühlen der Sympathie und Antipathie zu ihren Entscheidungen treiben ließen. Sie trieben lediglich, wie dies auch bei den wiederholten Königs- und Ministerzusammenkünften der drei nordischen Reiche stets betont wurde, skandinavische Interessenpolitik. Nur in den großen Tageszeitungen des Nordens erregten die Stimmungswellen der öffentlichen Meinung in sichtbarer und für uns oft verletzender Weise die Oberfläche. Alle Hoffnungen aber, die in Deutschland eine kindliche Unkenntnis der politischen Tatsachen auf eine gefühlsmäßige Unterstützung, ja sogar auf Waffenhilfe aus dem Norden setzte, mußten sich notwendigerweise als leere Chimären erweisen. Anderseits mußte sich der politisch geschulte Beobachter in die Lage der drei nordischen Königreiche während des Krieges versetzen und dabei erkennen, daß die kleinen Völker des Nordens trotz ungeheurer Kriegsgewinne einzelner Klassen gleichfalls einen schweren Existenzkampf durchzukämpfen hatten. Außer Dänemark sahen sich die anderen Staaten noch vor der Unmöglichkeit der Ernährung durch die eigene Landwirtschaft. Sie waren infolge ihrer mißlichen Lage durch die englische Blockade gezwungen, der Entente Zugeständnisse zu machen, die oft tief in ihre Selbständigkeit einzugreifen drohten. Man wird wohl nicht sagen können, daß man sich mit Freuden der freiwilligen Unterwerfung unter das System der schwarzen Listen, der Transitgesellschaften, Importtruste oder der Verletzung des Briefgeheimnisses durch die Entente hingegeben hat. Man erkannte die eigene Ohnmacht und unterwarf sich der Gewalt des Stärkeren oder ging dort, wo man mit Gegenmitteln arbeiten konnte, in eine erfolgreiche Opposition. Es mag hier nur die Erinnerung an den schwedisch-englischen Postkrieg aufgefrischt werden, in welchem man als Gegenmaßregel gegen die englischen Übergriffe gegen die amerikanisch-schwedische Post nahezu 50000 für England bestimmte Postpakete in Gothenburg zurückhielt, bis eine

annehmbare Lösung der strittigen Fragen gefunden war. Auch in dem schwedischen Kriegshandelsgesetz vom 17. April 1916 zeigte sich dieser Wille zur Selbständigkeit gegen englisches Ansinnen, indem man jedem Untertan verbot, irgendwelche schriftlichen Garantien über den Export importierter Waren einer fremdländischen Regierung gegenüber einzugehen. Dänemark und Norwegen standen in einer noch größeren Abhängigkeit von der Entente, da dort die Lösung der Kohlenfrage eine weit ernstere Rolle spielte als in Schweden, das im Austausch gegen Erze durch Deutschland hier eine weitgehende Unterstützung fand. Die norwegische Handelsflotte bedeutete für das Heimatland die Lungen, durch die das gesamte Wirtschaftsleben atmete. Lag jene infolge Kohlenmangels brach, so mußten die meisten Fabriken stilliegen und das Volk verhungern. So kamen die Pflichtfahrten mit Bannware nach den Ländern der Alliierten zustande, um dort als Entgelt für die Dienste Bunkerkohle und zugleich die Möglichkeit der Aufrechterhaltung der eigenen notwendigen Schiffahrt aus den Händen der Entente zu empfangen. Es soll nicht bezweifelt werden, daß man sich dem Druck der Alliierten nicht mit allzugroßer Begeisterung fügte, es besteht aber wiederum kein Zweifel, daß man sich ihnen lieber unterwarf, als das bei deutschen Forderungen der Fall gewesen wäre und auch tatsächlich oft war. Man stand eben in Dänemark und Norwegen in der Allgemeinheit von vornherein mit seinen Sympathien auf der Gegenseite und ertrug daher leichter einen Eingriff in die eigenen Rechte oder eine Erschwerung des wirtschaftlichen und täglichen Lebens, als wenn es ihnen der unbeliebte Deutsche auferlegt hätte.

Das zeigte mit deutlicher Klarheit die Stimmung gegen den deutschen U-Bootkrieg. Während man die englische Blockade nur als eine lästige Beigabe des Krieges empfand, über die man zwar schimpfte, der man sich aber mit Rücksicht auf andere hohe Kriegsgewinne schließlich fatalistisch unterwarf, kannte die Empörung und Hetze gegen den U-Bootkrieg keine Grenzen. In Ziel und Wirkung waren Blockade und U-Bootkrieg Zwillingsbrüder, Kinder des gleichen Vaters, des Krieges. Nur daß der eine in Stille und Beharrlichkeit dem Erfolg zustrebte, während der andere in Äußerlichkeiten rücksichtsloser auftrat und Scherben verursachte, wo der erstere stillschweigend den ganzen Topf wegstahl. Man sah wohl bei einigem

guten Willen die Zwangslage Deutschlands ein. Man vergaß aber stets, daß man durch die wirtschaftliche Unterstützung der Entente mit oder ohne Zwang aus seiner Neutralität herausgetreten und de facto Kriegsteilnehmer geworden war. Daß diese Teilnahme an einem Kriege, der vor allem mit wirtschaftlichen Waffen ausgefochten wurde, Gefahren für Leib und Gut mit sich bringen mußte, stand leider nur allzu häufig außerhalb der Einsicht der Nordländer. Niemand wird unschuldige Opfer durch den U-Bootkrieg mehr bedauern als der Deutsche. Er hat wahrlich im Kriege verstehen gelernt, was es bedeutet, an den Gräbern von Millionen seiner Söhne zu trauern. Mancher skandinavische Seemann ist in diesem Weltunglück einen Tod gestorben als Freiwilliger in den Reihen unserer Feinde, wenn er auch nicht mit der blanken Waffe in der Hand an der Front kämpfte. Dessen mögen unsere skandinavischen Brüder eingedenk sein in der Erkenntnis, daß sie gegen ihren Willen in einen Krieg hineingezogen wurden, der an Grausamkeit der Kriegswaffen auf beiden Seiten alles bisher Dagewesene in den Schatten stellte und kein Erbarmen kannte. Der auch heute noch kein Erbarmen kennt und uns mit seinen im sogenannten Frieden von Versailles geschärften wirtschaftlichen Waffen täglich die schwersten Wunden schlägt!

Diese Einsicht sollte den Nordländern die Möglichkeit geben, trotz mancher unglückseliger Übergriffe, die Ursache der eigenen Wunden zu erkennen und mit weniger Bitternis die Mißverständnisse zwischen stammverwandten Völkern überwinden helfen. Ein ganzes Volk aber außerdem für die Ausschreitungen Einzelner, die es bei Kenntnis der Dinge trotz Kriegspsychose niemals gebilligt hätte, auf die Dauer moralisch verantwortlich zu machen, widerspricht der tiefsten menschlichen Gerechtigkeit. Nicht der Haß fördert die so überaus wertvollen Beziehungen der Völker. Nur ein gegenseitiges Verstehen schafft eine Grundlage, auf der ein kultureller Austausch und ein Fortschritt der Völker möglich ist. Das Gegenteil endet in zerstörender Verbitterung und Hoffnungslosigkeit.

Möge sich diese Erkenntnis bei den nordischen Völkern bald Bahn brechen in der gleichen Weise, wie jetzt in Deutschtand das Verständnis für ihre oft unverständliche Haltung gegen uns während

des Krieges zu dämmern beginnt. Die Lage der nordischen Völker war infolge ihrer Lebensnot und der sich aus ihr ergebenden inneren sozialen Kämpfe keine leichte. Das wissen wir in Deutschland und wollen es verstehen und werten. Nur darf man unserem Stolz nicht zumuten, daß dieser Verständniswillen in einseitiger Weise auf uns beschränkt bleibe. In Schweden, wo man von jeher deutschem Wesen mit mehr Sympathie und Achtung begegnete als in Dänemark und Norwegen, dürften noch bestehende Mißverständnisse leicht geklärt werden. Schwieriger ist es in dem durch die Nordschleswigfrage erregten Dänemark und dem zurzeit allzusehr nach England orientierten Norwegen. Aber wir setzen unsere Hoffnung auf die Zeit. Die Fürsorge für unsere unterernährten Kinder in allen drei Staaten gibt uns die Zuversicht, daß jene über die Äußerungen einer reinen Menschlichkeit hinaus in ein notwendiges Verstehen unserer früheren und jetzigen Lage wachsen wird. Dann werden alte Mißverständnisse in der Einsicht der auf beiden Seiten begangenen Fehler und in der Erkenntnis der durch zwingende Umstände notwendigen Handlungen in Vergessenheit geraten und wieder neue Brücken von Volk zu Volk geschlagen werden können. Nur darf der gute Wille nirgends fehlen. Auf ihn allein wird es ankommen!

Edvard Welle-Strand (Bergen) / Die Kluft des Krieges zwischen Deutschland und Norwegen

Der norwegische Schriftsteller und Journalist schickt uns auf unsere Bitte den nachfolgenden Artikel, in welchem er die Gefühle des norwegischen Volkes für Deutschland während des Krieges und nach dem Kriege zur Darstellung bringt.

Bevor der Krieg ausbrach, waren die Sympathien Norwegens zwischen Deutschland und England gleichmäßig geteilt. Norwegens Handelswege hatten seit Jahrhunderten über England geführt, und gerade die intime Handelsverbindung bewirkte, daß wir so rasch den Raub der dänisch-norwegischen Flotte durch England und den Aushungerungskrieg gegen uns zu Beginn des vorigen Jahrhunderts vergessen konnten — genau die gleiche Taktik, die England in diesem Kriege mit so großem Erfolg gegen Deutschland und Griechenland angewandt hat. Zwischen dem norwegischen und dem britischen Volkscharakter bestehen manche Ähnlichkeiten. Durch die tägliche Berührung mit England hatten unsere Seeleute und unser Kaufmannsstand einen gewissen britischen Zuschnitt bekommen. Aber das Herz des intellektuellen Norwegens gehörte Deutschland. Unsere Ärzte, unsere Juristen und Ingenieure gingen nach Deutschland, wenn sie sich weiter ausbilden wollten. Sie wußten, daß die deutschen Universitäten und Lehranstalten die besten der Welt waren, genau wie der norwegische Schiffer wußte, daß er von den Erfahrungen der englischen Schiffahrt lernen und eine enge Verbindung mit England nur große Vorteile bringen konnte.

Während England wenig oder gar kein Interesse für norwegische Kultur zeigte, verstand Deutschland das Beste, was unsere Kultur hervorgebracht hatte, zu würdigen. Die Werke unserer bedeutendsten Dichter wurden ins Deutsche übersetzt, ihre Dramen wurden auf deutschen Bühnen aufgeführt, norwegische Musik schlug bei einem stammverwandten Volk tiefe Wurzeln und so weiter. Deshalb steht das norwegische Geistesleben in sehr großer Dankesschuld bei Deutschland, wo so viele unserer großen Männer in ihren kritischsten Jahren Verständnis und Anerkennung fanden.

England tat nie etwas für norwegisches Geistesleben innerhalb des britischen Reiches. Die reichen Engländer, die Jahr für Jahr in unserem Lande Lachs fischten und jagten, waren feine, taktvolle Menschen, die norwegische Gastlichkeit zu schätzen wußten. Sie fühlten sich in unserem Land zu Hause, und Norwegen gewann manchen aufrichtigen Freund in England, — Leute, die gern eine Lanze für Norwegen brachen, wenn es notwendig war. Aber norwegische Literatur, Kunst und Musik gewannen nie Boden in England. Das norwegische Geistesleben interessierte den Durchschnittsengländer nicht. In Deutschland dagegen lag fast etwas wie ein Kultus in der Bewunderung Norwegens, das als das Land angesehen wurde, in dem die Wiege der Urgermanen gestanden hatte. Deutsche Touristen kamen alljährlich in Scharen nach unseren schönsten Touristenzentren, deutsche Kriegsschiffe besuchten unsere Fjorde usw. Der Kaiser hatte dem Volke den Weg gezeigt. Er war selbst ein tiefer und ehrlicher Bewunderer der norwegischen Natur und des norwegischen Volkscharakters und gab seiner aufrichtigen Verehrung für die altnordischen Sagen dadurch sichtbaren Ausdruck, daß er dem Lande die Statue einer seiner prächtigsten Sagengestalten zum Geschenk machte. Das norwegische Volk protestierte zwar gegen die kaiserliche Liebenswürdigkeit, aber das Geschenk wurde aus Höflichkeit mit Dank angenommen.

Es begann aber in dem Volke nach und nach ein Mißtrauen zu erwachen, daß der Kaiser vielleicht die Gastfreiheit des Landes mißbrauche. Die große Flottenrevue des Kaisers in den Gewässern vor dem Sognefjord in den sehr kritischen Tagen während der Agadiraffäre im Jahre 1911 öffnete dem norwegischen Volke die Augen. Wenn Deutschland damals in den Krieg gezogen worden wäre, so war seine Flotte so verteilt, daß sie sich in den Besitz der wichtigsten strategischen maritimen Stellungen unseres Landes setzen konnte. Wir würden mit andern Worten in den Krieg hineingezogen worden sein, ehe wir auch nur mit der Wimper hätten zucken können. Nun, — die Krise ging vorbei, und die deutsche Flotte verließ Norwegen. Aber das Mißtrauen des Volkes war geweckt. In der Presse wurde darauf hingewiesen, wie exponiert Norwegens Stellung im Falle einer Abrechnung zwischen Deutschland und England in der Nordsee sein würde. Man ging davon aus, daß

die Flotten beider Länder versuchen würden, ein Wettrennen um
Kristiansand zu machen — eine Hypothese, die sich nicht verwirk-
lichte, als der Weltkrieg ausbrach.

Der Kaiser lag wie gewöhnlich im Sognefjord, als die politischen
Gewitterwolken im Juli 1914 den Himmel zu verdunkeln begannen.
Es hatte nicht den Eindruck, als interessiere er sich besonders für
die kommenden Dinge. Er kombinierte so lange wie möglich Galan-
terie mit hoher Politik. An dem Juliabend aber, als die »Hohen-
zollern« den Sognefjord verließ, ging der Vorhang vor dem ersten
Akt des Weltdramas auf. Der Kaiser hatte die norwegische Gast-
freundschaft bis zum letzten Augenblick genossen.

Der deutsche Einmarsch in Belgien und Bethmann Hollwegs
unbesonnene Äußerung, daß ein Integritätsvertrag nur ein wertloser
Fetzen Papier sei, machte in Norwegen einen ungeheuer starken
Eindruck. Es wurde ein hartes Urteil über Deutschlands rücksichts-
loses und brutales Vorgehen gefällt. Kein Norweger hatte ein ent-
schuldigendes Wort. Als darauf England für Belgiens Befreiung den
Krieg erklärte, wurde diese Kriegserklärung mit der tiefsten Sym-
pathie des freiheitliebenden norwegischen Volkes begrüßt. Vor den
Redaktionen der Zeitungen wurden Reden auf England gehalten.

Die Gerüchte über deutsche Greueltaten in Belgien und Frank-
reich, die in die Welt gestreut wurden, trugen nicht dazu bei, die
Sympathie für Deutschland zu steigern. Wir gewöhnten uns aber
nicht daran, Ausdrücke wie »Barbaren« und »Boches« zu ge-
brauchen. Doch die Kriegsüberschriften in den Zeitungen zeigten
mit aller wünschenswerten Deutlichkeit, wo unsere Sympathien
waren. Wir waren ehrlich. Die Deutschen aber konnten nicht be-
greifen, daß ein Volk, dem ihr Kaiser eine Statue und ein buntes
Glasfenster für eine Kirche gespendet hatte, nicht dankbarer war.
So wenig verstand das deutsche Volk das norwegische.

Das deutsche Unverständnis gegenüber den Stimmungen des nor-
wegischen Volkes kam im ersten Kriegsjahr oft in charakteristischer
Weise zum Ausdruck. Es begann zunächst damit, daß wir mit
Drucksachen bombardiert wurden, in denen in Vers und Prosa die
kriegerischen Heldentaten der Deutschen verherrlicht wurden. Sie
waren nicht ungeschickt gemacht, und die Entente begann einige
Zeit später genau das gleiche zu tun.

Wir erhielten unsere Handelsverbindung mit Deutschland aufrecht, und wenn auch der Nutzen für die norwegischen Exporteure am erheblichsten war, so hatte doch auch Deutschland Grund genug, dankbar für diese Hilfe zu sein. Wir betonten damit doch im Grunde, daß wir noch eine gewisse Sympathie für das deutsche Volk hatten.

Belgien aber konnten wir nicht vergessen, und als Deutschland die Lusitania-Affäre seinen neuen glorreichen Siegen hinzufügte, wurde die kühle norwegische Stimmung Deutschland gegenüber nicht wärmer. Die deutschen Ehrbegriffe stimmten nicht mehr mit dem norwegischen Rechtsgefühl überein. Wir glaubten jetzt auch keinen Grund mehr zu haben, damit zu prahlen, daß wir der gleichen Rasse der Germanen angehörten.

Aber noch standen wir selbst außerhalb. Wir sahen den Krieg nur durch unsere Fenster. Und wir schaufelten Gold ein. Wir wurden reich, während Europa verblutete. Wir verdienten an beiden Parteien. Wir waren ja neutral — und deutsches Gold war genau so gut wie britisches oder französisches Gold. Wir begannen ein Volk von Kriegsgewinnlern zu werden.

Die britischen Sperrzonen in der Nordsee und an den englischen Küsten hinderten unsere Schiffahrt nicht sonderlich — jedenfalls nicht so sehr, daß irgend ein Grund vorgelegen hätte, dagegen zu protestieren. Aber als Deutschland in der Nordsee eine Gefahrenzone errichtete, fühlten wir uns bedroht. Unsere Existenz stand auf dem Spiel. Wir trotzten Deutschland mit dem Recht des Schwachen.

Der U-Bootkrieg, den Deutschland jetzt gegen Norwegen begann, untergrub langsam und sicher den Begriff, der in unserem Lande deutsche Sympathie hieß. Wir müßten auch nicht Norweger sein, wenn wir für die deutsche Kriegführung noch ein freundliches Gefühl gehabt hätten. Die 700 norwegischen Seeleute, die den deutschen U-Booten zum Opfer fielen, haben einen klaffenden Abgrund zwischen den beiden Ländern aufgerissen, — eine Kluft, über die eine Brücke zu schlagen dieser Generation vielleicht schwerlich gelingen wird.

Aber es gibt ein entschuldigendes Moment für das deutsche Volk: es erfuhr nie, wieviele norwegische Seeleute der deutsche U-Bootkrieg dahinraffte. In den offiziellen deutschen Meldungen wurde

nur erwähnt, wieviele Tonnen norwegischer Tonnage versenkt wurden. Und die brutalen Versenkungen von Schiffen in der Nordsee mit der kaltblütigen Vernichtung neutraler, nordischer Seeleute, wurden von der deutschen Presse als ehrenvolle Heldentaten der deutschen Marine verherrlicht. Aber das deutsche Volk erfuhr nie, wieviele unschuldige Menschenleben diese barbarische Kriegführung gegen Neutrale forderte.

Die Deutschen konnten den U-Bootkrieg natürlich nur von ihrem Standpunkt aus ansehen: als das einzige Mittel, England auf die Knie zu zwingen; sie vergaßen aber, daß wir ihn vom norwegischen Standpunkte aus ansahen. Uns erschien er daher als ein grober Bruch des Völkerrechts.

Unsere Schiffahrt war die Bedingung unserer Existenz. Wenn wir aus den Ententeländern nicht Kohle und andere Bedarfsartikel bekamen, litten wir Not. Der Kampf ums Leben zwang uns, unsere Schiffahrt nach den Ententeländern aufrecht zu erhalten. Anderseits aber verstanden wir, daß Deutschland ebenfalls für seine Existenz kämpfte. Die britische Hungerblockade wurde in unserem Lande scharf verurteilt, weil sie in erster Linie das neue deutsche Geschlecht — die Kinder — traf.

Von deutscher Seite hat man die Behauptung aufgestellt, unsere Schiffe leisteten der Entente Dienste. Das ist wahr. Wir waren dazu gezwungen, um Kohle und Lebensmittel zu erhalten. Mag auch zugegeben werden, daß das Vorgehen Englands gegen uns eine Rücksichtslosigkeit war, so hatte doch England in einer so kritischen Situation ein gewisses Recht, einen Gegendienst zu verlangen. (Und das Recht Deutschlands sich gegen die Unterstützung Englands zu wehren? D. H.)

Die Entente requirierte unsere Schiffe, um Schiffsraum zu bekommen. Das war allerdings nicht ganz fair, — aber ein kleines Volk wird leicht zu einer kleinen Revision der juristischen Begriffe in einer Situation wie derjenigen eines Weltkriegs gezwungen.

Hätten die Deutschen Sorge getragen, unsere Seeleute zu retten, nachdem sie unsere Schiffe versenkt hatten, so wäre das fair gewesen, vorausgesetzt, daß das Schiff Konterbande führte. Aber es war ein Verbrechen, sie mit Granaten niederzumähen, bevor sie in die Rettungsboote gelangen konnten, oder sie in offenen Booten

im Nördlichen Eismeer erfrieren zu lassen. Die brutale deutsche U-Bootkriegführung hatte nur einen Zweck: Panik zu verbreiten, aber der norwegische Seemann ließ sich nicht vom Meer verscheuchen, so lange noch ein norwegisches Fahrzeug fahren konnte.

Natürlich protestierten wir heftig gegen die Untaten der deutschen Marine. Die norwegische Regierung nahm im Jahre 1916 eine U-Bootnote an, in der fremden U-Booten verboten wurde, innerhalb der norwegischen Territorialgrenze zu fahren. Diese norwegische U-Bootnote rief einen Sturm des Unwillens in Deutschland hervor, das ihren Stachel gegen sich gerichtet sah, — eine Logik, die übrigens nur in einem überhitzten deutschen Gehirn geboren werden konnte. Der Wortlaut der norwegischen U-Bootnote stimmte nämlich mit dem der schwedischen U-Bootnote überein, und an ihr hatten die Deutschen nichts auszusetzen gefunden, weil sie annahmen, diese sei gegen die Entente gerichtet.

Das Verhältnis zwischen Norwegen und Deutschland spitzte sich im Herbst 1916 derart zu, daß man eine Zeitlang tatsächlich auf der Grenze einer Kriegserklärung balanzierte. Aber Norwegen lenkte ein, statt die Sache auf die Spitze zu treiben. Deutschland hätte wohl kaum gewagt, Norwegen den Handschuh hinzuwerfen, wenn die norwegische Regierung sich geweigert hätte, die Note zu annullieren. Wenn Deutschland mit einer Kriegserklärung geantwortet hätte, wäre unsere politische Linie im Kriege klar gezogen gewesen. Wir wären auf Seiten der Entente in den Krieg hineingetrieben worden — von Deutschland. Zu einem solchen Schritt hätte sich sicher Deutschland schwerlich verstanden, da er seine maritime Lage erheblich verschlechtert hätte. Hätte auch die kleine norwegische Flotte natürlich keine Rolle im Kriege gespielt, so hätte doch die Entente an der norwegischen Küste einen Flottenstützpunkt bekommen und hierdurch die Nordsee noch mehr abgeschlossen.

In unserm Lande aber war keine Kriegsstimmung. Das norwegische Volk wollte keine Karte in dem hohen Spiel der Entente um Europas Schicksal werden. Es zog vor, seine Seeleute von den deutschen U-Booten töten zu lassen, statt an der großen Abrechnung teilzunehmen. Es wollte nur in Frieden leben.

Noch ein paar andere deutsche Taten werden von den Norwegern nicht so leicht vergessen werden: die deutsche Spionage (und die englische? D. H.) und der Bombenschmuggel durch den Kurier des Kaisers. Ich komme auf diese Einzelheiten aus den Kriegsjahren zurück, — nicht um glühende Kohlen auf das Haupt des neuen Deutschland zu sammeln, — sondern um zu betonen, weshalb Deutschland nicht in der nächsten Zukunft auf besonders lebhafte norwegische Sympathien wird rechnen können. Es hat selbst im Kriege nach besten Kräften dazu beigetragen, unter den kleinen neutralen Völkern des Nordens — besonders Norwegen — die Saat des Mißtrauens zu säen. Es wird eine lange Zeit vergehen müssen, bevor wir Norweger die Taten der Deutschen gegen unser Volk während des Krieges vergessen werden. Es wird daher Deutschland für Menschenalter schwerlich in der Lage sein, kulturell oder kommerziell die alte verlorene Position in Norwegen wiederzuerobern.

Die intime handelsökonomische Zusammenarbeit zwischen Norwegen und der Entente in den vier Kriegsjahren hat nämlich zur Folge gehabt, daß unser Land so stark in die Interessensphäre der Entente hineingezogen ist, daß eine fortdauernde Orientierung nach Westen unvermeidlich erscheint. Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser, unser natürlicher Ausfahrtweg aber ist die Nordsee und der Atlantische Ozean. Norwegen hat während des Krieges seine handelspolitischen Linien so deutlich nach Westen gezogen, daß die Entwicklung in dieser Richtung ihren Fortgang nehmen muß.

Den Markt, den Norwegen einmal in Deutschland hatte, wird es unschwer zurückerobern können, wenn Deutschland wieder ein kaufkräftiges Land geworden ist. Es ist aber natürlich, daß die Norweger kein übertriebenes handelsökonomisches Interesse für das Land an den Tag legen, das an der Verminderung unserer Handelsflotte um ein paar Millionen Tonnen und an dem großen Verlust an norwegischen Seeleuten die Schuld trägt.

Es ist übrigens in dieser Verbindung zu erwähnen, daß gerade in Norwegen — trotz der deutschen Angriffe auf unsere Handelsflotte im Kriege — der harte Friede, den die Entente Deutschland in Versailles diktierte, scharf verurteilt wurde. Das norwegische Volk fand, der Zwangsfriede entspreche nicht den hohen Friedensidealen,



LANDSCHAFT IN DALARNE

die die Entente im Kriege vertreten hatte. Man erkannte, daß der schöne und sympathische Friedensidealismus, den die Entente im Kriege gepredigt hatte, ein grober Bluff gewesen war, um die Neutralen zu verleiten, diesen Krieg als eine Art humanistischen Befreiungskrieg anzusehen. Und die Sympathie des norwegischen Volkes für die Entente schlug um in Mitgefühl für das deutsche Volk, das die Entente für Menschenalter ökonomisch zu vernichten versucht. Das erste, was Norwegen tat, um dem hungernden Deutschland zu helfen, war, daß es Tausende von unterernährten deutschen Kindern zu einem gesunden und kräftigenden Ferienaufenthalt einlud. Die neue deutsche Generation mußte für das neue Deutschland gerettet werden, dessen politische Konturen noch so unklar sind, daß man schwer sagen kann, welche politischen Wege es verfolgen wird. Das norwegische Volk hofft aber, daß die Demokratie, nicht der Bureaukratismus die hervortretendste Eigenschaft des neuen Deutschlands sein wird, wenn es die aufreibenden innerpolitischen Kämpfe überstanden hat. Die Auswüchse des alten Preußengeistes, die Deutschlands Unglück gewesen sind, haben keine Sympathie in unserem Lande, wo Demokratie und Freisinn so tief wurzeln. Nur mit einem neuen, demokratischen Deutschland können wir neue und stärkere Freundschaftsbande anknüpfen, als die alten waren, die in den langen Kriegsjahren zerrissen sind. Aber erst muß ungeheuer vieles aus dem Wege geräumt und ausgeglichen werden, und hier hat das »Deutsch-Nordische Jahrbuch« eine große Aufgabe, als das erste neue Kulturbindeglied zwischen den beiden Ländern nach dem Kriege.

Es läge kein Grund vor, dem neuen Deutschland mit Mißtrauen zu begegnen, wenn es nicht selbst bereits manche Veranlassung dazu gegeben hätte, gerade auf dem Gebiete, wo Deutschland das größte Interesse hätte, mit Norwegen neue Verbindungen anzuknüpfen — auf dem ökonomischen Gebiet. Zahlreiche norwegische Geschäftsleute haben in dieser Zeit die traurigsten Erfahrungen mit der gegenwärtigen deutschen Geschäftsmoral gemacht. Es scheint mitunter keine Grenzen mehr zu geben. Es sind leider nicht einzelne Ausnahmeerscheinungen, sondern es ist ein sehr weit verbreitetes Übel. Hier sollen nur ein paar Beispiele für das übliche System angeführt werden. Wenn eine Ware nach dem Katalogpreis bestellt

wird, erhält der norwegische Kaufmann oft eine Rechnung über einen Preis, der das Vielfache des festgesetzten ausmacht. Es kommt nicht selten vor, daß bezahlte Waren nicht geliefert werden. Es werden von deutscher Seite alte Verträge annulliert, auf die schon vor langer Zeit ein erheblicher Vorschuß gezahlt worden war. Es bedurfte schon der Vermittlung des norwegischen Auswärtigen Amtes, die deutsche Regierung zu veranlassen, die betreffenden Firmen zur Aufrechterhaltung ihrer Verträge zu zwingen. Die deutsche Regierung ist sich natürlich klar darüber, daß ein solches Vorgehen für den deutschen Handel und die deutsche Industrie mörderisch ist. Man erreicht dadurch nur, daß auch alte, solide Kunden Deutschland entfremdet werden, — vielleicht für alle Zeiten.

Wie hat sich nun Norwegen gegenüber diesen nicht gerade vornehmen Äußerungen deutscher Geschäftsmoral verhalten? Zunächst hat es Deutschland einen Kredit von 50 Millionen Kronen für zehn Jahre zum Ankauf norwegischer Heringe gegeben. Norwegen ist überhaupt das erste Land, das dem neuen Deutschland Kredit gewährt hat — und es hat damit gezeigt, daß es Vertrauen zu der deutschen Ehrenhaftigkeit hat — trotz der schlechten Erfahrungen, die die norwegischen Geschäftsleute hinsichtlich der Ehrenhaftigkeit mancher deutschen Firmen nach dem Kriege machten.

Die Wiederaufnahme der kulturellen Zusammenarbeit zwischen dem neuen Deutschland und Norwegen, die durch den Krieg unterbrochen wurde, ist der Weg, neues Verständnis zwischen Deutschland und Norwegen zu schaffen.

Es ist allerdings richtig, daß wir während des Krieges — auch kulturell — begonnen haben, uns nach Westen zu orientieren. In den Kriegsjahren ist ein großer Strom norwegischer Jugend nach England, Frankreich und den Vereinigten Staaten gegangen, um an Hochschulen und Universitäten sich weiter auszubilden. Und unsere Jugend hat in diesen Ländern neue Impulse empfangen, die das alte Deutschland nicht geben konnte.

Das norwegische Geistesleben ist aber so stark abhängig von deutscher Kultur, daß Norwegen nicht an Deutschland vorbeigehen kann, ohne bedeutende kulturelle Werte einzubüßen. Deshalb werden schwerlich viele Jahre vergehen, bis sich die intellektuelle norwegische Jugend wieder zu Deutschland zurückfindet,

— zu dem Deutschland, das der norwegischen Kultur so reiche Anregungen gegeben und so viel getan hat, um norwegisches Geistesleben in Deutschland und dadurch in der ganzen Welt bekannt zu machen.

Die kulturelle Dankesschuld, in der wir bei Deutschland stehen, hat übrigens, wie schon erwähnt, in der Aufnahme der unterernährten deutschen Kinder für kürzere oder längere Zeit einen schönen Ausdruck gefunden. Diese Kinder werden, wenn sie erwachsen sind, mit Dankbarkeit des Landes gedenken, in welchem sie so gastfrei aufgenommen wurden. Der neuen Generation wird es hoffentlich gelingen, die Mißverständnisse zwischen Deutschland und Norwegen ganz zu beseitigen und zwischen den beiden stammverwandten Völkern ein Verhältnis neuen gegenseitigen Vertrauens zu schaffen.

Willy Roß / Zur Entwicklung der deutsch-schwedischen Handelsbeziehungen

Die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden germanischen Völkern bestehen schon seit vielen Jahrhunderten. Aus der schwedischen Geschichte ist bekannt, daß schon um das Jahr 1000 herum Schweden Handelsbeziehungen unterhielt mit einer Stadt Jomeborg, die wahrscheinlich mit dem sagenhaften Vineta auf Wollin identisch ist. Zu dieser Zeit bestand ein Gesetz in Schweden, in dem bestimmt war, daß Deutsche, wenn sie drei Jahre in Westgotland wohnten, »Zehnten« zu zahlen hatten. Im 12. Jahrhundert tauchen dann in der schwedischen Handelsgeschichte öfters die Namen der Städte Rostock, Stralsund, Wismar, Stettin auf, ein Beweis, daß diese Städte im schwedischen Handel eine Rolle gespielt haben. Die gegenseitigen Handelsbeziehungen wurden durch sogenannte Traktate geregelt, Übereinkommen, in denen die Bestimmungen festgelegt waren, unter denen Handel getrieben werden durfte. Heinrich der Löwe schloß einen richtigen Handelsvertrag mit dem schwedischen König ab, dessen Wortlaut leider verloren gegangen ist.

Im 13. Jahrhundert machte dann die deutsche Hanse alle Anstrengungen, in Schweden festen Fuß zu fassen. Nach mehrfachen Fehlschlägen gelang es ihr, und zwar in dem Maße, daß sie fast drei Jahrhunderte hindurch den schwedischen Außenhandel und einen Teil des Binnenhandels beherrschte. Daß es soweit kommen konnte, lag in der Hauptsache daran, daß Schweden zu wenig wagemutig war. Man sah es nicht gern, daß schwedische Schiffe ins Ausland gingen, weil man befürchtete, sie könnten verloren gehen. Deswegen war es den Schweden sehr willkommen, daß ihnen die Hanse das Schiffahrtsgeschäft abnahm. Daß damit der ganze Handel in die Hände der Deutschen kam und daß diese den Vorteil daraus zogen, während Schweden das Nachsehen hatte, nahm das Land in Kauf. Ja, es ging sogar soweit, die Hälfte der Ratsstellen in den Hauptstädten mit deutschen Kaufleuten zu besetzen. Ebenso wurden die meisten Ämter von den Deutschen bekleidet. Die Kapitalisten in Schweden waren Deutsche; daher auch der große Anhang, den sie im Lande fanden. Die reichen Gruben bei Kopparberg sollen

bereits 1344 von dem lübischen Kapital ausgebeutet worden sein, wie aus alten Urkunden dieses Kupferbergwerkes hervorgeht. Die Hanse spielte überhaupt auf dem politischen Gebiet eine große Rolle in Schweden. Und dies wurde ihr schließlich zum Verhängnis. Gustav Wasa, dem diese Nebenregierung im eigenen Lande nicht behagte, fand die nötige Kraft, das politische und schließlich auch das wirtschaftliche Übergewicht der Hanse in Schweden zu beseitigen. Er war es, der den holländischen Kaufleuten Vorrechte einräumte als Gegengewicht gegen die Deutschen. Immerhin aber überwog noch während des ganzen 16. Jahrhunderts die Handelsmacht der Deutschen. Als Beispiel sei angeführt, daß von 150 Schiffen, die 1569 Stockholm anliefen, 98 aus Deutschland kamen, von 119 Schiffen, die ausliefen, 102 nach Deutschland gingen.

Im 17. Jahrhundert ging dann der schwedische Außenhandel mit Deutschland zugunsten Hollands bedeutend zurück. Aber auch damals wurde noch immer ein Drittel der schwedischen Gesamteinfuhr durch deutsche Kaufleute vermittelt. Danzig und Lübeck waren die wichtigsten Plätze für den Handel mit Schweden.

Durch die vielen Kriege waren die Finanzen Schwedens sehr in Unordnung geraten. Um sie aufzubessern, sollte der Handel gefördert werden. Es wurde nach dem westfälischen Frieden (1648) in Stockholm das noch heute bestehende Kommerzkollegium gegründet, das sich mit der Förderung der Gewerbe und des Handels befassen, die Aufsicht über die Handelskompagnien und Monopole ausüben und verhindern sollte, daß fremde Nationen zu große Vorteile aus Schweden zögen. Auf Veranlassung dieses Handelskollegiums wurden schwedische Konsuln nach Danzig, Stettin, Wismar, Hamburg, Bremen, Frankfurt a. M. und Westfalen geschickt, die Berichte über die Handelsverhältnisse in ihren Bezirken an das Kolleg einzusenden hatten.

Durch den 30jährigen Krieg hatte Schweden eine Reihe von Besitzungen in Norddeutschland bekommen. Diese mußten in regelmäßige Schiffsverbindungen mit dem neuen Mutterlande gebracht werden, was durch die Einführung von Postschiffsverbindungen zwischen den Häfen Stockholm und Ystad und der pommerschen Küste geschah. Zur Förderung des Handels wurden für die Ausfuhr nach diesen Besitzungen verschiedene Zollerleichterungen gewährt.

Zwischen Schweden und dem Herzog von Mecklenburg und dem Kurfürsten von Brandenburg, dem ein Teil Pommerns zugesprochen war, entstanden im Laufe der Jahre eine ganze Reihe von Zollfehden, da die Schweden sich an die Abmachungen im westfälischen Frieden wenig hielten. Die gegenseitigen Reibereien wurden schließlich durch Abschluß neuer Verträge beigelegt. Immerhin hatte der Handelsverkehr zwischen Deutschland und Schweden im 17. Jahrhundert einen bedeutenden Aufschwung genommen. Ausgeführt aus Schweden wurden nach wie vor in erster Linie Eisen und Holz, daneben die Produkte der Viehzucht und Jagd. Eingeführt dagegen Getreide (besonders aus Pommern), Kolonialwaren, Flachs, Leinenwaren und vor allem Salz, das in Schweden ganz fehlte. Welchen Umfang die Salzeinfuhr angenommen hatte, beweist die Angabe, daß allein im Jahre 1674 42570 Tonnen nach Stockholm gesandt wurden. Auch die Einfuhr von deutschen Brauereierzeugnissen spielte eine große Rolle. In den Jahren 1658 bis 1661 kamen 38000 Tonnen Malz, 4000 Tonnen Rostocker und 7144 Faß Wismarer Bier nach Stockholm.

In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts waren die deutsch-schwedischen Handelsbeziehungen weniger lebhaft. Schweden versuchte, sich in wirtschaftlicher Beziehung frei zu machen. Vor allem hatte man es auf den deutschen Zwischenhandel abgesehen, dem durch allerlei Verordnungen, wie z. B. durch das Verbot, andere Waren, als diejenigen, die aus Deutschland stammten, einzuführen, das Leben schwer gemacht wurde. Schweden hatte denn auch den Erfolg zu sehen, daß seine eigene Handelsflotte sich bedeutend vergrößerte und die der übrigen Ostseeländer bald überflügelte. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts zählte die schwedische Flotte kaum 100 Schiffe, 1734 war sie die größte Handelsflotte in der Ostsee und 30 Jahre später wies die schwedische Schiffsliste 570 Schiffe auf.

Lebhafter gestaltete sich der deutsch-schwedische Handelsverkehr in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Aber seine überragende Stellung hatte der deutsche Handel eingebüßt. Er wird von England und Holland überflügelt. Deutschlands Anteil an der Einfuhr Schwedens betrug durchschnittlich 29 Prozent, der Anteil an der Ausfuhr 20 Prozent. Immerhin wurde der ganze Handelsverkehr lebhafter, wozu nicht wenig beitrug, daß Schweden die Bestim-

mung über die Ursprungszeugnisse fallen ließ. Es wurden zwar noch Einfuhrzölle erhoben, die Ausfuhrzölle dagegen verschwanden. Ganz frei wurde nur der Salzhandel, um zu verhüten, daß die Einfuhr dieses für Schweden überaus wichtigen Produktes stocke.

Das 19. Jahrhundert brachte dann einen bedeutenden Aufschwung in dem Handelsverkehr zwischen Schweden und Deutschland. Die Ausfuhr nach Schweden stieg von 912000 Riksdahler im Jahre 1796 auf 2212000 Rdr. im Jahre 1913. Die Einfuhr von Schweden in demselben Zeitraum von 2043000 Rdr. auf 11308000 Riksdahler. Beteiligt waren an der Ausfuhr besonders Königsberg, Wismar und Lübeck-Hamburg, an der Einfuhr Lübeck-Hamburg. Eine große Rolle im Handel Schwedens spielte Hamburg durch seinen ausgedehnten Geldverkehr. Bei der allgemeinen Geldknappheit, die in Schweden herrschte, wandte sich der schwedische Kaufmann nach Hamburg, wo er ausgedehnten Kredit bekam, allerdings die Waren auch dementsprechend teurer bezahlen mußte.

In dem Maße, wie der gesamte schwedische Außenhandel, wuchsen auch die Handelsbeziehungen mit Deutschland. In den fünf Jahren von 1850 bis 1855 verdreifachte sich fast die schwedische Exportziffer nach Deutschland. Sie stieg von 15 Millionen Kronen auf 53,8 Millionen Kronen. Sie fiel dann infolge der Geld- und Handelskrise im Herbst 1857, war aber 10 Jahre später wieder auf 51 Millionen Kronen gestiegen. Deutschland führte um die Mitte des vorigen Jahrhunderts nach Schweden aus für rund 33 Millionen Mark Waren, 20 Jahre später war diese Summe auf rund 55 Millionen Mark gestiegen. Der Anteil Deutschlands an der gesamten schwedischen Einfuhr betrug um diese Zeit 25 3/4 Prozent. Deutschland wurde damit zum ersten Importland Schwedens. Von der Gesamtausfuhr Schwedens gingen ungefähr 8 1/2 Prozent nach Deutschland. Ausgeführt wurden dorthin in der Hauptsache die Erzeugnisse des Bergbaues und der Forstwirtschaft. Die Eisenindustrie Schwedens hatte, wenn auch nicht sehr große, so doch gleichmäßige Fortschritte gemacht. Ihre Produkte, Stabeisen und Stahl, gingen in erheblichen Mengen nach Deutschland, besonders nachdem hier 1868 der Zoll auf Stabeisen bedeutend herabgesetzt worden war.

Weit größer als die Eisenausfuhr war der schwedische Export von Brettern und Planken nach Deutschland. Der Holzhandel war

hauptsächlich auf Lübeck gerichtet, bis nach der Erwerbung Schleswig-Holsteins die preußischen Häfen Lübeck ebenbürtig an die Seite traten. Neben den beiden Hauptausfuhrartikeln Schwedens, Holz und Eisen, kamen noch verschiedene andere Waren, wie z. B. Fische, Vieh, Streichhölzer, Steine usw., nach Deutschland, aber nur in kleinen Mengen.

Unter den deutschen Exportwaren nach Schweden stand Getreide obenan. Besonders viel Roggen wurde aus den preußischen Häfen ausgeführt. Lübeck, das ja von jeher eine große Rolle in dem Handel mit Schweden gespielt hatte, bildete auch in dieser Zeit einen bedeutenden Stapelplatz für deutsche und ausländische Erzeugnisse, die für Schweden bestimmt waren. Besonders Textilwaren und Luxusartikel gingen über Lübeck, während Hamburg der Hauptausfuhrhafen für Kaffee, Bremen für Tabak war.

Während der nächsten 20 Jahre stiegen, abgesehen von kurzen Unterbrechungen, die Ziffern des Warenaustausches zwischen Schweden und Deutschland dauernd. Die Ausfuhr Deutschlands nach Schweden stieg während dieses Zeitraums von rund 55 auf rund 101 Millionen Mark, die Einfuhr von Schweden nach Deutschland von 14 auf 29 Millionen Mark. Sowohl die Einfuhr als auch die Ausfuhr hatten sich also verdoppelt. Der Anteil Deutschlands an der Gesamteinfuhr Schwedens vergrößerte sich von rund 25 Prozent auf 30 Prozent, an der Gesamtausfuhr war Deutschland 1871 mit 8½ Prozent, 1890 mit 10½ Prozent beteiligt. Deutschland war auch während dieser Zeit das Haupteinfuhrland für Schweden geblieben. Kurz darauf folgte England mit 27½ Prozent.

Der Hauptausfuhrartikel von Deutschland nach Schweden war Getreide; daneben waren der Zuckerimport und die Einfuhr von Ölkuchen bedeutend. An dem deutsch-schwedischen Handel waren in der Hauptsache Lübeck, Hamburg und Bremen beteiligt. Lübecks Handel hatte allerdings relativ sehr nachgelassen. Während 1870 noch ¾ des Imports von Lübeck ausging, verschiffte die Stadt 20 Jahre später kaum noch die Hälfte. Eine außerordentliche Entwicklung nach oben machte der Hamburger Handel. Er stieg in der Zeit von 1871 bis 1890 von rund 1,1 auf 12 Millionen Mark und überflügelte damit Bremen, dessen Exportziffern sich etwa verdreifachten.

Unter den schwedischen Exportwaren nahmen Eisen und Holz die erste Stelle ein. Holz wurde durchschnittlich jährlich für $4^{1}/_{2}$ Millionen Kronen nach Deutschland ausgeführt. Eisen für rund $3^{3}/_{4}$ Millionen jährlich. Von den Holzindustrieprodukten exportierte Schweden durchschnittlich für $3^{3}/_{4}$ Millionen Kronen oder 42 Prozent der Gesamtausfuhr nach Deutschland. Als weitere Artikel kamen die Erzeugnisse der Steinindustrie (Granit- und Kalkblöcke) zur Ausfuhr, worin Deutschland mit 2 Millionen Kronen der beste Abnehmer Schwedens war. Ebenfalls kamen frische und gesalzene Fische in erheblicher Menge (1890 für 6 Millionen Kronen) nach Deutschland.

Auch während des letzten Jahrzehnts des 19. Jahrhunderts hat der deutsch-schwedische Handelsverkehr ständig an Umfang zugenommen. 1900 war die deutsche Einfuhr aus Schweden auf 104 Millionen Mark, die deutsche Ausfuhr nach Schweden auf 137 Millionen Mark gestiegen. Schweden hatte, nachdem es, dem Zuge der Zeit entsprechend, Ende der 50er Jahre zu dem fast freihändlerischen System übergegangen war, seit 1892 wieder langsam Lebensmittelzölle eingeführt; 1895 war der Ausbau des gemäßigten Schutzzollsystems durch Einführung der Getreidezölle auf ihren heutigen Stand abgeschlossen. Der deutsch-schwedische Handelsverkehr spielte sich auf Grundlage der Meistbegünstigungsklausel ab, die sich auf Verträge stützte, die früher mit den einzelnen deutschen Staaten abgeschlossen und die seit der Gründung des deutschen Reiches auf das ganze Reichsgebiet ausgedehnt waren. Als 1902 der sogenannte Bülowtarif in Deutschland eingeführt wurde, mußten für verschiedene Waren, die aus Schweden kamen, erhöhte Zollsätze gezahlt werden, was sich dort bald durch verminderte Ausfuhr geltend machte. Schweden versuchte nun einen anderen Vertrag mit Deutschland abzuschließen, der auch nach langen und schwierigen Verhandlungen 1906 zustande kam, aber nur bis Ende 1910 gelten sollte, schließlich aber bis zum 1. Dezember 1911 verlängert wurde. Dieser Vertrag brachte für Schweden einige Vergünstigungen. Vor allem aber konnten die darin vereinbarten Zollsätze während der Dauer des Vertrages nicht geändert werden. Am 2. Mai 1911 wurde dann mit Wirkung vom 1. Dezember 1911 der endgültige Handelsvertrag zwischen Deutschland und Schweden abgeschlossen, der bis Ende

1921 gilt. Auch dieser Tarif wurde erst nach langen und mühsamen Verhandlungen abgeschlossen, wobei es zeitweilig schien, als ob es zum Zollkrieg kommen würde. Besonders schwer hielt es, von Schweden die Zusicherung zu bekommen, auf Eisenerz keinen Ausfuhrzoll zu legen. Es verstand sich erst hierzu, nachdem Deutschland die Einfuhr von frischem Fleisch unter deutscher tierärztlicher Kontrolle genehmigte. Auch in diesem Vertrag sichern sich beide Länder für eine Anzahl von Artikeln die Meistbegünstigung zu, eine Reihe von Zollsätzen wurde in gegenseitiger Übereinkunft aufgehoben. Alles in allem genommen, wurde der deutsch-schwedische Handelsvertrag von der deutschen Presse wenig günstig beurteilt. Die schwedische Publizistik war dagegen sehr damit zufrieden und gab dieser Zufriedenheit auch offen Ausdruck.

Die ersten Jahre des 20. Jahrhunderts brachten in dem deutsch-schwedischen Handelsverkehr einen Rückschlag, dem jedoch von 1905 ab ein um so größerer Aufschwung folgte. In diesem Jahr hatte die deutsche Einfuhr aus Schweden einen Wert von 119,3 Millionen Mark, die deutsche Ausfuhr nach Schweden einen Wert von 159,1 Millionen Mark, um im letzten Jahre vor Kriegsausbruch auf 224,2 Millionen in der Einfuhr, auf 229,8 Millionen Mark in der Ausfuhr zu steigen. Dadurch war Deutschland in dem schwedischen Handelsverkehr an die erste Stelle gerückt. Es hatte England überflügelt, das bis zum Jahre 1910 die erste Stelle in dem Totalhandelsumsatz Schwedens einnahm. In diesem Jahre blieb es zum erstenmal mit 0,38 Millionen Kronen hinter Deutschland zurück, 1911 waren es bereits 21,05 Millionen Kronen.

Die Hauptausfuhrartikel von Schweden nach Deutschland bilden nach wie vor Rohstoffe. An Eisenerz kamen 1913 allein für 86,7 Millionen Mark. Dann folgen halbfertige Waren für 34,7, Granit- und Pflastersteine für 18,3 Millionen Mark. An Fertigwaren wurden für 29,2, an Nahrungs- und Genußmitteln für 21,9, an lebenden Tieren für 5,8 Millionen Mark eingeführt.

Deutschland lieferte in erster Linie Getreide nach Schweden (1912 für 15,2 Millionen Mark) und Maschinen (11 Millionen Mark), in weiterem Abstand kommen Düngemittel (7,5 Millionen Mark) und Eisenbahnschienen (5,7 Millionen Mark).

An dem Handelsverkehr sowohl in der Einfuhr als auch in der

Ausfuhr war Hamburg in erster Linie beteiligt. Es erhielt 1913 für 88,5 Millionen Mark Waren aus Schweden und führte für 124,8 Millionen Mark dahin aus. Bemerkenswert ist, daß zwischen der deutschen und schwedischen Handelsstatistik ein bedeutender Unterschied besteht. So ist nach der schwedischen Statistik die Einfuhr aus Deutschland größer als nach der deutschen Statistik die Ausfuhr Deutschlands nach Schweden. Bei der Ausfuhr Schwedens nach Deutschland ist es umgekehrt. Der Unterschied beruht in beiden Fällen auf der Verschiedenartigkeit der Wertermittlung und Berechnung der Kosten für Versicherung, Fracht usw. Im ersten Falle kommt noch hinzu, daß Schweden sämtliche aus Deutschland empfangenen Waren als aus Deutschland stammend führt, während in der deutschen Statistik die Waren, die nur den Hamburger Freihafen passiert haben, nicht erscheinen. Im zweiten Falle sind in der deutschen Statistik eine ganze Reihe von Waren enthalten, die Schweden als an die Niederlande, Norwegen und Belgien abgegeben führt, obwohl diese Länder nur als Durchgangsländer in Frage kommen.

Das wäre in kurzen Zügen die Entwicklung, die die deutsch-schwedischen Handelsbeziehungen im Laufe der Jahrhunderte genommen haben. Auf die Hansezeit, wo der deutsche Handel in Schweden eine monopolartige Stellung einnahm, folgte ein Rückgang der Handelsbeziehungen zugunsten Hollands, später Englands, bis in den letzten Jahren vor dem Kriege Deutschland die erste Stelle wieder errungen hatte. Viel zur Erweiterung des deutsch-schwedischen Handels hat die 1909 eröffnete Fährverbindung zwischen Saßnitz und Trelleborg beigetragen, ebenso wie der 1911 abgeschlossene Handelsvertrag. Wie sich die Zukunft gestalten wird, das hängt heute noch von zu vielen unwägbaren Faktoren ab, als daß sich darüber bestimmtes sagen ließe. Jedenfalls steht fest, daß sich die beiden Länder in wirtschaftlicher Hinsicht ergänzen. Schweden ist an Naturschätzen reich, hat mächtige Erzlagerstätten und Steinbrüche und riesige Waldbestände. Das Land erzeugt Rohstoffe in so reicher Fülle, daß sie ausgeführt werden müssen und dafür ist Deutschland der beste und am bequemsten gelegene Abnehmer. Dreiviertel der gesamten schwedischen Erzausfuhr geht denn auch nach Deutschland, dessen Hüttenindustrie auf die Verarbeitung des

schwedischen Erzes besonders eingestellt ist. Andererseits erzeugt die deutsche Industrie weit mehr Fertigfabrikate, als im eigenen Lande verbraucht werden können. Deutschland ist auf diese Fabrikation und auf die Ausfuhr der Fertigprodukte unter den heutigen Umständen mehr als je angewiesen; nur so wird es möglich sein, die Lasten des Krieges zu tragen und wirtschaftlich wieder in die Höhe zu kommen. Und da bietet Schweden ein gutes Absatzgebiet. Es ist daher nur zu wünschen, daß die wirtschaftlichen Bande zwischen den beiden stammverwandten Ländern möglichst eng geknüpft werden und daß sich die Erkenntnis immer mehr Bahn bricht, daß Deutschland und Schweden wirtschaftlich zueinander gehören und aufeinander angewiesen sind.

Carl Ludwig Schleich / Goethe und Strindberg
Eine Betrachtung

Dem nicht tiefer in die Eigenart zweier so großen Dichter eindringenden Spürsinn wird es zunächst unbegreiflich bleiben, daß man überhaupt diese scheinbar himmelweit voneinander getrennten Schöpfernaturen gleichsam in einem Atem nennen könne. Und doch fordert immer wieder ein zwingender Grund die Ästhetiker zu solchen Parallelen heraus, weil der rätselhafte Faktor des Erfolges bei der Masse, der Menge, dem Publikum, dem Volk trotz aller Gegensätze eine Gemeinsamkeit der Wirkungen voraussetzt, die dringend ihre psychologische Erklärung verlangt, die eben nur den Weg über die Analyse der vergleichbaren Persönlichkeiten nehmen kann.

Hören wir in unseren Tagen nicht oft genug, daß solche Antithesen, wie Beethoven-Bruckner, Mozart-Richard Strauß mit Eifer behandelt werden, und ist es weniger erstaunlich, wenn unsere leicht verzückte Jugend über Hugo Wolf genau so in begeisterte Ekstase geraten kann wie über ein Lied seines großen Antipoden Brahms? Ja, die Jugend, sie ist es vornehmlich, die uns stutzig macht bei der Beurteilung oder Verurteilung des Neuen, noch nicht Durchgerungenen, niemals Dagewesenen, sie, die Trägerin der Lebenswoge, die blühende Prophetie einstiger Urteile, die Richterschaft von morgen und übermorgen. Und hier gerade erleben wir das Erstaunliche in der Frage Strindberg, daß die Jugend im Stadium des definitiven Reifens, dem der Adoleszenz oder keimenden Pubertät in der Liebe zu Strindberg trotz aller seiner Herbheiten wetteifert mit den schon überreifen Melancholikern der Enttäuschung, die in seinen Werken das Echo aller erlittenen Unbill und aller Unzulänglichkeiten erblicken. Hier ein erfahrungsgemäßes, dort ein instinktives Zustimmen, das eben zusammen den großen Aufschwung der Strindberg-Anerkennung ausmacht, welchen weder nationalpoetischer Chauvinismus, noch eine hier und da unzuläufliche Darstellung, selbst nicht die Unerreichbarkeit seiner sprachlich nationalen Schönheiten durch irgendeine Art von Übersetzung aufzuhalten vermag.

Jedoch, diese Zeilen sollen nicht geschrieben sein um einer psycho-

logischen Analyse des Erfolges willen, welche gleichermaßen für die Schauspiele der großen Welt, der Politik, wie für die Vorgänge auf den Brettern, die sie bedeuten, überhaupt noch einer einigermaßen wissenschaftlichen Deutung harrt; hier soll nur einmal in einigen Zügen das Gemeinsame und das Trennende dieser beiden unbestreitbar im Vordergrunde der seelischen Entwicklung stehenden Weltanschauungs-Vertreter betont werden. Denn schon lange nicht mehr steht bei unserer Jugend die Frage: Schiller oder Goethe im Brennpunkte, sie, die einst Goethe das bekannte Epigramm von den »zwei solchen Kerlen« aussprühen ließ, sondern es hat sich die Frage erheblich verschoben — wie wir meinen, unter dem Einfluß der mächtig den abstrakten Idealismus Schillers und mit ihm die nachkantische Spekulation zurückdrängenden Naturwissenschaft.

Wie sonderbar! Schiller, der ursprünglich naturwissenschaftlich vorgebildete Arzt, hat höchstens einige psychiatrisch-kriminelle Einschläge behalten, bleibt aber einer durchgreifenden Naturbetrachtung gegenüber Goethe, dem ursprünglichen Juristen, weit zurück. Hier taucht aber schon die erste große Parallele zwischen Strindberg und Goethe auf, beide stehen als Naturforscher genau so bedeutend nebeneinander wie als gestaltende Poeten, und zwar in einer weit größeren Gemeinschaft des inneren Natursehens, als man gemeinhin weiß und annimmt. Es wird einst einer großen umfassenden Arbeit Kommender vorbehalten sein, nachzuweisen, wie verwandt hier nicht so sehr das Resultat, als vielmehr die Methode war. Sie war bei beiden eine — ich möchte sagen — des sehenden Auges, des inneren, intuitiven Anschauens, der aller mathematischer Formelkram wie ein Skelettierungsversuch des schönen, blühenden Lebens erschien: warum denn auch beide vor der immer noch im Banne der Newtonschen, anglisierenden Physik und Chemie Schiffbruch litten, obwohl z. B. auch heute noch über Goethes Farbenlehre nach 100 Jahren die Akten keineswegs geschlossen sind. Strindberg errang trotz vieler Anerkennung, namentlich seitens französischer Gelehrter, für seine chemischen Utopien keinen Erfolg, trotzdem er in der prophezeiten Umbildung der Metalle (siehe Radium-Blei) absolut Recht behalten hat. Diese im Grunde also richtige Anschauung führte ihn bis hart an die Goldsuchergilde, deren Tragik im zweiten Teil von Damaskus so überwältigend geschildert ist.

Hat Goethe nicht ähnlichen Weitblick für die Pflanzenmetamorphose bewiesen, und steht nicht diese gleich seinen übrigen entwicklungsgeschichtlichen »Ideen« heute im Glanze voller Wissenschaftlichkeit? Berühmte ordentliche Professoren der Chemie oder Physik, Anatomie oder Botanik haben nicht annähernd solche »Schlager« produziert, wie Goethe in Dutzenden von Einzelarbeiten, und sind doch jeder akademischen Würdigung teilhaftig geworden, nach welcher sich ein Goethe geradezu seelenkrank gesehnt hat. Auch im Falle Strindberg: bei seinen Untersuchungen über die Seele der Pflanze, die künstliche Umwandlung der Metalle, die beliebige Überführung der Atome zu beliebigen Gruppierungen, den Schlaf der Pflanze, ihre Ernährungsweise usw., worüber alles Wesentliche in »Silva silvarum,« »Antibarbarus« und den Blaubüchern nachzulesen ist, kann die Zukunft allem Anschein nach Beweismaterial genug beibringen, um den Forscher Strindberg einst dicht neben dem Dichter zu plazieren, genau so wie das heute schon Goethe trotz Du Bois-Reymonds allzu hitzigem Einspruch zuteil geworden ist.

Interessant ist auch, daß beide großen Bekenner einer liebenden, schauenden, unendlich zarten Naturtrunkenheit den Weg von streng realistischer Forschung und Materialsammlung über eine gewisse Enttäuschung und Resignation zur Mystik und zwar zu einer ein wenig katholisierenden Metaphysik genommen haben. Siehe die Schlußapotheose von Goethes »Faust« und die Durchtränktheit letzter Strindberg-Werke mit Mystik! Im übrigen starb Strindberg, einst ein großer Mechanist in seiner Jugend, mit dem Kruzifix in der Hand.

Sind hier viele naturwissenschaftliche Berührungslinien unschwer zu erspüren, so klafft in allen dichterischen Konzeptionen ein scheinbar ganz gewaltiger Gegensatz. Goethe, dem nie eine Männergestalt, außer Götz vielleicht und Egmont so gelungen ist wie seine überwältigend lebensvolle, der Allgemeinheit der Ansicht vom Adel der Frau schmeichelnde Gestaltung weiblicher Charaktere von Götzens Frau über Adelheid, Lotte, Klärchen, Gretchen bis zur Marthe Schwertlein, stand der Frau anscheinend ja gänzlich anders gegenüber wie Strindberg, der in ihr einen Leib gewordenen Betriebsmotor des Bösen sah und allen Ernstes die Geschichte im

Paradiese für den historischen Ausdruck eines irgendwie schrecklichen weiblichen Verbrechens betrachtete. Und doch hat im Leben wenigstens Goethe die Frauenwelt vielleicht schlechter und viel rücksichtsloser behandelt als Strindberg, wobei es bemerkenswert ist, daß Goethe viel literarisch-poetische Abbitte leistete; während Strindberg zu seinen drei Frauen eigentlich rücksichtsvoll und stets ritterlich war, was ihn nicht hinderte, sie literarisch-poetisch desto schwerer zu belasten. Beide aber waren Frauensucher, Experimentierer, Durchkoster, vom beinahe vivisektorischen Triebe zur Frauennatur dämonisch erfüllte Frauenlieblinge und Frauenliebhaber! Interessant vor allem ist die beiderseitige Stellung zum Probleme der heimlichen Liebe und ihrer Folgen, zum Verlassen der schuldig Gesegneten und dem Mord der unehelichen Frucht. Es ist mir persönlich das am meisten Überzeugende an Strindbergs gewaltiger Dichter- und Gestaltungskraft, daß er nach Goethes Gretchen-Drama in seiner Kronbraut denselben Stoff mit vollem Erfolg noch einmal aufzunehmen vermochte. Und das gegenüber der hinreißenden Diktion und der vollendeten Schönheit Goethescher Versdichtung in einer schlichten Bauernsprache, ohne Pathos, ohne Zitierbarkeit, ohne Pointenhascherei und dramatische Effektsuche, mit einer Einfachheit, von der ich gestehen muß, daß sie nach meiner Ansicht die »Gretchentragik« viel mitleidvoller mit dem ärmsten Weibe herausbringt, als Goethe, dessen Gretchen als ein Wesen eingeführt wird, dem man trotz aller Mitwirkung des Mephisto nie und nimmer das vollzogene Verbrechen zutrauen möchte. Goethe begeht hier den offenbaren Mißgriff, daß er Gretchens Kindesliebe an dem Beispiel des jüngeren Bruders in ein helles Licht setzt, ohne sich um den Umsturz dieses sogenannten weiblichen Urinstinkts der Mutterliebe später irgendwie weiter zu bekümmern. Wieviel zwingender ist die schlummernde Dämonie der Kronbraut im Anfang schon durch die wahrgenommenen Mysterien der Natur, von der wilden Jagd bis zum Nöck seelisch angelegt – und (wenn denn doch ein Teufel mit im Spiele sein soll) – wieviel schauriger ist der Hebammeteufel mit dem Fuchsschwanz in der Kronbraut als der mephistophelische Kavalier, der eigentlich ein zynisch-philosophierender Elegant mit unerschöpflichen Geldquellen und Kuppelgelüsten aller Art ist! Von Gretchen bis zur Helena – weiter Weg, aber

kühn beschritten, alles im Glanze überirdisch schöner Sprache, die die Schwächen rein dramatischer Tragik mit Blumenteppichen verhüllt. Ja, diese Sprache! Hat Strindberg mir doch einst selbst gesagt, wie unendlich tief er die Goethe-Diktion bewunderte und sich die Seele vergrämt habe, daß sie ihm völlig verschlossen sei. »Sonst,« sagte er einmal, »könnte ich vielleicht meinem Publikum auch meine Wahrheit schmackhafter machen!« So mußte er mit dem Hammer von Thor und mit einer Sprache von behauenem Granit arbeiten, als einzig ihm verliehenes Material.

Er ist eben niemals, wie Goethe, seinem jugendlichen Titanismus entstiegen, sondern hat den prometheischen Angriff von Not und Elend, Schmerz und Gram, Einsamkeit und Anfeindung bis in sein Alter behalten müssen, sodaß sich eins seiner größten Dramen »Nach Damaskus« wie eine Traumvision abspielt zwischen der Wartezeit vor der Post auf einen erhofften Geldbrief und seinem Empfang, wobei die seelische Spannung visionär ein ganzes Dichterleben abrollt. Sagt doch sein »Fremder«: »Vor Gott und den Mächten wollte ich nicht mich fürchten, sondern sie in die Schranken fordern für alles Unrecht, aber erzittern und bis in die Knochen erbeben muß ich vor einer präsentierten Rechnung und einer geringen Schuld, die ich nicht bezahlen kann!«

Nehmen wir Goethes Bekenntnis, »daß es kein Verbrechen gäbe, als dessen Urheber er sich nicht zu denken vermöchte,« so soll das doch wohl heißen, wieviel er der Umwelt an Einwirkung auf Handlung und Gesinnung beimaß; und es taucht hier direkt die Frage auf, ob ein Goethe in steter Geldnot wie Strindberg, nicht auf dem Titanenwege seines »Prometheus« und der Wertherzeit beharrt und vielleicht ungeheuer revolutionär mit seinem Genie gewirkt hätte, ja vielleicht Strindbergschen Ideen ganz nahe gekommen wäre, wenn ihn nicht Lilly, Frau v. Stein und Karl August sanft aus den Feueröfen des Titanismus hinübergeleitet hätten in ihre gutbürgerlichen, ja sogar höfischen Kreise.

Goethe ward so der Weise und Lebenskünstler von Weimar, für den wir dem Schicksal auf den Knien danken wollen, den Titanen aber in sich hat er dem ebenbürtigen, nordischen Stammesbruder überlassen.

Erich Lilienthal / Amerikanismus in Skandinavien

Die Deutschen haben alle Völker falsch beurteilt. Die Franzosen waren degeneriert, die Engländer Krämer und die Skandinavier blonde Nordlandsrecken. Es hat keinen Zweck, diese eingewurzelten Vorurteile in günstigem oder ungünstigem Sinne in einem kurzen Aufsatz zu widerlegen oder umzustoßen, denn jedes dieser Vorurteile gründet sich auf geschichtlich gewordene Irrtümer und Mißverständnisse. Im Falle der Skandinaven ist es aber vielleicht ganz gut mit Rücksicht auf das wechselseitige Verstehen und auf die unleugbar nahe Verwandtschaft zwischen Deutschland und dem skandinavischen Norden darauf hinzuweisen, daß der geistige, deutsche Einfluß auf Skandinavien zurzeit ein außerordentlich geringer ist. Man faselt immer noch von der Herrschaft der deutschen Wissenschaft im Norden. Die deutsche Wissenschaft hat nie im Norden geherrscht, sondern deutsche wissenschaftliche Lehrbücher waren etwas stärker verbreitet als englische oder französische. Deutsche Gelehrte hatten engere Verbindungen mit dem Norden als englische und französische, aber eine Vormachtstellung der deutschen Wissenschaft hat es seit mindestens dreißig Jahren im ganzen Norden nicht mehr gegeben. In der Literaturgeschichte war der Einfluß Taines, in den Naturwissenschaften der Einfluß der großen englischen Naturforscher, in der Philosophie der Spencers mindestens ebenso groß wie der der gleichzeitigen deutschen Gelehrten. In der Kunst war deutscher Einfluß überhaupt kaum verspürbar.

Umgekehrt formte sich das Bild, das wir uns von den Skandinaven machten nach den Werken der skandinavischen Dichter der achtziger Jahren bis etwa 1905. Ibsen, Björnson, Herman Bang, Knut Hamsun, Georg Brandes, Selma Lagerlöf, Strindberg und viele andere übten ja bekanntlich auf unsere schöne Literatur beherrschenden Einfluß aus. Die deutsche naturalistische Bewegung ist ebenso wenig ohne Ibsen wie ohne Zola denkbar.

Im letzten Jahrzehnt aber hat sich die Lage in Skandinavien selbst durchaus geändert. Die großen skandinavischen Dichter haben in Skandinavien das Schicksal unserer Klassiker erlebt, d. h. sie werden schön gebunden, in großen Auflagen verkauft, aber ihr geistiger

Einfluß auf die Bevölkerung, namentlich der Großstädte, ist in ständigem Abnehmen. Der englisch-australische Verfasser von Abenteurerromanen, Jacques London, der zweifellos auch Joh. V. Jensen beeinflußt hat, wird von jedem Kopenhagener Nähmädchen gelesen, ebenso verbreitet sind die amerikanischen Dichter Frank Norris, Upton Sinclair und von Engländern vor allem Wells, Shaw und Conan Doyle, dessen Detektivromane Auflagen erleben, die verhältnismäßig noch weit größer sind als die Auflagen dieser Schriftsteller in deutscher Sprache. Dazu kommen noch das Heer der amerikanischen magasins, der unzähligen Serien von Unterhaltungsromanen. Hinter den Auflageziffern dieser angelsächsischen Autoren verschwinden vollständig die französischen Schriftsteller, die nach 1910 die skandinavische Unterhaltungsliteratur beherrschten.

Die Verbreitung dieser Literaturerzeugnisse, die hier nicht kritisiert werden soll, sondern deren Verbreitung einfach als Tatsache gebucht werden muß, ist natürlich kein Zufall, sondern ist eine Folgeerscheinung des überragenden angelsächsischen Einflusses amerikanischer Färbung auf das skandinavische Leben. Hatte man früher in Skandinavien den Wunsch nach gutem alten germanischen Brauch möglichst französisch aufzutreten, so ist das Ideal des jungen Dandy in Kopenhagen, Stockholm und Christiania jetzt möglichst wie ein Amerikaner auszusehen, und wenn es irgend wie angeht, sich auch so zu benehmen. Daß die Nachahmung schlechter ausfällt wie das Original ist selbstverständlich, sollte aber von uns doch nicht nur als Modeerscheinung aufgefaßt werden. In Wirklichkeit ist die ganze Richtung ein Beweis dafür, daß die angelsächsische Prägung doch so scharfen Stempel hat, daß er überall durchdringt, und die Eigenart stolzer, selbständiger Nationen zu verwischen droht. Darum handelt es sich nämlich. Die Angelsachsen sind augenblicklich im skandinavischen Norden auch kulturell in jeder Hinsicht die Sieger. Der deutsche und französische Kultureinfluß sowie der aller übrigen Kulturvölker ist im Verschwinden.

Es ist anzunehmen, daß diese Bewegung in Skandinavien eine vorläufige ist. Sie muß eine vorläufige sein, denn sonst geht Europa zugrunde. Der Amerikanismus, in der sich augenblicklich in Skandinavien breitmachenden Form, ist gänzlich kulturlos und im tiefsten Sinne kulturfeindlich. Er bedeutet eine Überschätzung des Materia-

listischen, das all dem entgegengesetzt ist, was Deutschland und Skandinavien früher als ihre nationale Eigenart hochhielten. Der Amerikanismus steht dem Geistigen ungefähr so gegenüber, wie seiner Zeit der »Simplizissimusleutnant den Gehirnfatzken«. Die Aufmachung ist eine andere, der geistige Inhalt der gleiche. Dieser Amerikanismus ist ideenlos, einzig möglich in einer durchmechanisierten Welt, und muß in dem Augenblick zusammenbrechen, wo das Rädergetriebe des materiellen Lebens ins Stocken kommt. Diese Stockung werden wir bald erleben, und aus diesen Stockungen wird sich genau wie bei uns entweder Chaos oder geistige Wiedergeburt entwickeln. Bezeichnend ist, daß sich im Mutterlande des Amerikanismus bereits die stärkste Gegenbewegung gegen die rein mechanistische Weltauffassung, vorläufig allerdings in recht barbarischer Form, geltend macht. Man sieht Geister, zitiert Gespenster, sucht den Himmel mit mechanischen Vorrichtungen zu erobern, aber man sehnt sich, sehnt sich stark und sucht nach neuen Formen. In Skandinavien macht man vorläufig jeden geistigen groben Unfug, der von den Angelsachsen kommt, besinnungslos mit, hat aber im Innern der Länder außerhalb der Städte noch einen gesunden Stamm von Eigenbrödlern und selbstdenkenden Menschen, die ebenso wie die Stillen im Lande bei uns allmählich dazu gelangen werden, das Joch des Amerikanismus abzuschütteln und eine neue Welt zu suchen.

Das Bild, das augenblicklich das geistige Skandinavien bietet, ist noch weniger erfreulich als das Bild Deutschlands. Man ist satt, geistig faul, sehr geldstolz und überheblich. Man hat dieselben Variété-Vergnügungen wie bei uns, aber der Kreis derer, die sich nach einer reineren Welt sehnen, und für diese reinere Welt kämpfen wollen, ist im Augenblick dort noch kleiner als bei uns.

Peter Kiefer / Der Zusammenbruch Deutschlands und seine Folgen

Nicht allzu lange ist es her, daß die Welt »das Volk der Dichter und Denker« ob seiner Geistes-Heroen bewunderte und achtete. »An deutschem Wesen wird einmal die Welt genesen«, so lautete damals der Schlachtruf aller Germanenfreunde. Deutsche Treue, deutscher Geist, deutsche Arbeit, deutscher Fleiß waren die natürliche Grundlage des deutschen Wesens, der deutschen Kultur.

Der Friede zu Versailles beraubte den deutschen Aar seiner stolzen Schwingen. Kiel um Kiel rissen ihm seine unerbittlichen Feinde aus dem Leibe, und der noch blutende, in tausend Wunden zuckende Rumpf findet keine Gnade vor ihren Begierden. Vogelfrei ist Deutschland, ein freies Jagdwild jeder seiner Bewohner, an dessen Todesqualen gerade jene ihrer Befriedigung genügen, die vordem nicht wagten, in sein stählernes Auge zu schauen.

Vier Jahre haben Deutschlands Männer einer Welt von Feinden in blanker Wehr getrotzt. Vier Jahre haben ihre Mütter, Frauen und Kinder den Hunger ertragen, das stolze Bewußtsein deutscher Treue, die im Verborgenen ihre Pflicht erfüllt, ließ sie die schweren Monate und Tage überwinden. Der Kampf ums Dasein mußte und sollte durchgeführt werden, bis ein ehrlicher Feind einen ehrlichen und ehrenhaften Frieden gewährte. — Und der Friede kam! Ein Weltenfremder erfand das Märchen vom »Völkerbund«. Die »Internationale«, insbesondere deren deutscher Bestandteil, der selbst heute noch nichts hinzugelernt hat, ging damit hausieren. Und die Phrasen von Freiheit, Gleicheit, Brüderlichkeit, vom Selbstbestimmungsrecht der Völker durften alle die sich zu Nutze machen, die sich als die blindesten Parteigänger Frankreichs aufführten. Ein trügerischer Wahn hatte die Allgemeinheit ergriffen. Der »Deutsche Michel« hatte wieder einmal allzu sehr, wie schon oft, einem Phantom vertraut und nur zu bald kam die nüchterne Erkenntnis, daß sich Machthaber an die Spitze geschwungen hatten, die den Regierungsgeschäften meist ahnungslos gegenüberstanden.

Die Praktiker hatten abgewirtschaftet, die Theoretiker nahmen die Gunst des Volkes durch abgeschmackte Phrasen und Redensarten, durch Schlagworte vom Kapitalismus usw. gefangen. In dem

allgemeinen Durcheinander, wo niemand wußte, was der kommende Tag bringt, welche Partei an die Regierung kommt, rückte das »heiliche Ich«, der Egoismus, in den Vordergrund. Jeder suchte, möglichst viel Geld zu verdienen. Und diejenigen, die das durch Arbeit, durch produktive Tätigkeit nicht konnten oder wollten, versuchten es durch Schiebergeschäfte, als Vermittler und Kommissionäre für Wareninhaber, die sich entweder auf legalem Wege oder durch Raub und Diebstahl gebildet hatten.

Die politische Zerfahrenheit hatte naturgemäß die schlimmsten Auswüchse zur Folge: Die neuen, durch Sachkenntnis unbeschwerten Regierungsräte und — Staatssekretäre fühlten sich natürlich etwas sehr bedrückt vor den gelernten und in den Sielen ergrauten Regierungsbeamten. Und die einzelnen Ämter selbst wieder begannen aus Konkurrenzrücksichten, um sich ja nur selbst unentbehrlich zu machen, hübsch gegeneinander zu regieren. Das Konto dieser »Wirtschaft« mußte dann das Volk und hier besonders die Industrie- und Handelswelt begleichen. So sonderbar es klingen mag, das frühere größere Deutschland besaß nicht ein Drittel der heutigen Beamtenzahl und doch wurden damals dort alle Arbeiten schneller und reeller erledigt. Unter diesen Verhältnissen hatte naturgemäß besonders der deutsche Außenhandel zu leiden, was umso bedauerlicher ist, als gerade dieser doch den Lebensodem für den Industriestaat Deutschland bildet. Die Entwicklung desselben zahlenmäßig während der Kriegsjahre auseinander zu setzen, ist äußerst schwierig, da seit Kriegsausbruch keine amtliche Außenhandelsstatistik mehr geführt wird. Es kann deshalb hier lediglich das in Frage kommende ausländische Quellenmaterial herangezogen werden. Dabei ist allerdings der Nachteil in Betracht zu ziehen, daß sich diese Statistiken über ganz verschiedene Zeiträume erstrecken und zum Teil gar keine Gruppierung nach Ländern kennen. Diese Trennung der Gesamtaußenhandelsergebnisse ist aber gerade das für uns Wesentliche. Sichtet man hiernach das vorhandene Material, so bleiben nur wenige Länder, nämlich England, die Vereinigten Staaten, Frankreich, Tschechoslowakei, Holland, Beligien, Schweiz, Polen und Brasilien. Betrachten wir zuerst die Ergebnisse für 1919. Da eine Umrechnung der in Landeswährung gegebenen Zahlen des Außenhandels in Markvaluta bei den schwankenden Wertverhält-

nissen nicht ratsam und in gewisser Weise auch unmöglich erscheint, so sind in die folgende Zusammenstellung die Originalzahlen der einzelnen Länder eingesetzt. Die Tabelle zeigt in den einzelnen Spalten Deutschlands Ein- und Ausfuhr und gibt (soweit möglich) den prozentualen Anteil der Ausfuhr an der Einfuhr für 1919 bekannt.

	Ausfuhr nach Deutschland	Einfuhr aus Deutschland	Proz. Verh. d. dt. Ausfuhr zur Einfuhr
England	23180000 £	993410 £	4,28 %
Ver. Staaten	92761314 Doll.	10624229 Doll.	11,45 %
Frankreich	1283968000 Fr.	590696000 Fr.[1]	46,49 %
Tschechoslowakei	511900000 Kr.[1]	399100000 Kr.[1]	77,96 %
Holland	?	110182673 Guld.[2]	—
Belgien	3304000 Fr.[3]	?	—
Schweiz	698000000 Fr.	483000000 Fr.	70,00 %
Polen	3500 M.	90800 M.	—
Brasilien	?	34940 £[4]	—

Zu dieser Aufstellung, die nur bedingten Wert beanspruchen kann, ist zu bemerken: Die Zahlen zeigen vor allem einmal in ihrer Gesamtheit die große Passivität der deutschen Handelsbilanz, die in ihrer Größe durch die Prozentreihe angedeutet wird. Am ungünstigsten lagen die Verhältnisse im Jahre 1919 für uns im Handel mit Großbritannien. Unser Aktivsaldo in der Vorkriegszeit (1913 19,9 Mill £) hat sich im ersten Nachkriegsjahr in ein Passivum von 22,2 Mill. £ verwandelt. Die Waren, die Deutschland vor allem aus England bezog, waren Baumwollwaren, Woll- und Kammgarnfabrikate, Leinsaatöl, Heringe, Kartoffeln, Schinken, Speck, Fleisch, Milch, zu kleineren Quantitäten auch Rohstoffe, wie Baumwolle und Jute. Deutschland lieferte dagegen vor allem Kaliverbindungen, Düngemittel, Leder, Felle und Spielwaren. Es zeigt sich hier für die innere Struktur unserer Handelsbilanz ein ungünstiges Verhältnis (wie es auch bei den übrigen Ländern wiederkehrt) insofern, als wir über-

[1] In den ersten 10 Monaten 1919. [2] Im ersten Halbjahr 1919. [3] In den ersten 11 Monaten 1919. [4] In den ersten 9 Monaten 1919.

wiegend Rohstoffe ausführen und Fertigfabrikate einführen. Diese Tatsache ist sehr der Beachtung wert, da sie die ungesunde Lage unseres Außenhandels charakterisiert. Im Handel mit den Vereinigten Staaten ergab sich ein Passivsaldo von 82137085 Doll. Der Prozentanteil der deutschen Ausfuhr an der Einfuhr hat sich von 52,27 % im Jahre 1913 auf 11,45 % im Jahre 1919 ermäßigt. Die Verringerung der absoluten Zahl des Einfuhrüberschusses (1913 167719189 Doll.) ist auf die Verminderung des Handels zurückzuführen. Im letzten vollen Friedensjahre führte Deutschland für 184211352 Doll. aus und für 351930541 Doll. ein. Über die Art der ausgetauschten Waren liegen keine Angaben vor. In der Außenhandelsstatistik Frankreichs erscheint Deutschland neben Belgien als einziges Land mit einem Einfuhrüberschuß französischer Waren. Die Art der ausgetauschten Produkte zeigt wieder, wie wenig die Einfuhr Deutschlands den Lebensnotwendigkeiten unserer Wirtschaft entspricht. Besonders charakteristisch ist hier auch die Verschleuderung deutschen Geldes durch Einfuhr reiner Luxus- und Genußmittel wie Seidengewebe, Liköre, Weine und Schokolade. Deutschland gab dafür sein wichtigstes Rohprodukt: Kohle. Im Handel mit der Tschechoslowakei ergibt sich für die ersten Monate 1919 ein Einfuhrüberschuß für Deutschland für 112,8 Mill. Kronen. Die Handelsbilanz zeigt im Laufe des Jahres eine Verschlechterung. Im ersten Halbjahr 1919 wurde für 171 Mill. Kronen nach Deutschland ausgeführt und für 144,1 Mill. Kronen eingeführt. Das ergab einen Überschuß der Einfuhr von nur 26,9 Mill. Kronen. Der Prozentanteil der deutschen Ausfuhr an der Einfuhr bringt diese Verschlechterung deutlich zum Ausdruck. Er fiel von 84,1 % auf 77,96 %. Wie groß der Anteil Deutschlands an dem tschechoslowakischen Außenhandel ist, zeigt sich darin, daß Deutschland in der Einfuhr hinter Deutsch-Österreich, Italien und der Schweiz an vierter, in der Ausfuhr hinter Österreich an zweiter Stelle steht. Die aus Holland und Belgien vorliegenden Statistiken sind recht unvollständig und machen eine Beurteilung der gegenseitigen Austauschverhältnisse unmöglich.

Neben Polen und Brasilien, die in der Tabelle noch aufgeführt sind, liegen keine Zahlenangaben über den Handel weiterer Länder mit Deutschland vor. Doch ist dieser Handel zum Teil ziemlich

lebhaft. Das gilt vor allem von den skandinavischen Ländern und Spanien. Mit Italien ist der Handel wieder in größerem Umfange in Fluß gekommen, seitdem im Sommer 1919 die Handelsfreiheit mit Deutschland wieder hergestellt ist. Auch der Handel mit Finnland hat bereits wieder größeren Umfang angenommen, während in bezug auf den übrigen Osten nur Beziehungen mit Estland und Litauen bestehen.

Gerade die Länder des Nordens verdienen besondere Beachtung. Trotz ihrer verschiedenartigen politischen Gruppierung und von einander abweichenden Zoll- und Wirtschaftspolitik darf wohl gesagt werden, daß sie sich, besonders die drei skandinavischen Königreiche, in vielfacher Hinsicht ergänzen. Dieses Gefühl ist auch nach außen hin durch die wiederholten Konferenzen der leitenden Staatsmänner zum Ausdruck gekommen.

Mehr als je zuvor ist das Verhältnis der nordischen Länder einschließlich Finnlands für alle Teile von ausschlaggebender Bedeutung. Deutschland kann nicht auf die reichen Bodenschätze der nordischen Völker verzichten, und wenn auch ab und zu einmal ein anderes Land in dem einen oder anderen Rohstoff den nordischen Lieferanten in Deutschland selbst, das heute vollständig »ausgepowert« ist, Konkurrenz zu machen sucht, so kann das im Großen und Ganzen doch nicht ausschlaggebend sein. Umgekehrt aber sind die deutschen Rohstoffe und Fertigwaren auf den nordischen Märkten nicht zu entbehren, wie auch die geschäftlichen Beziehungen der beiderseitigen Firmen zueinander zu alt und erprobt sind, als daß es nunmehr den Konkurrenten Deutschlands auf den nordischen Märkten gelingen könnte, diese im Handumdrehen vollständig zu verdrängen. Solange der deutsche Kaufmann und Industrielle die Maximen des Geschäftsverkehrs, bei jedem Geschäft nach Treu und Glauben zu handeln, beachtet, wird er im hohen Norden immer seine wahren Freunde erblicken dürfen.

Bedauerlicherweise mehren sich von Tag zu Tag immer mehr die Klagen und Beschwerden besonders auch in der nordischen Presse, die sich mit Lieferungsvertragsbrüchen deutscher Firmen gegenüber den nordischen befassen. In vielen, den deutsch-nordischen Wirtschäftsverbänden bekanntgegebenen Fällen dokumentiert sich das Vorgehen der deutschen Firmen sogar als glatte Unterschlagung,

da sich die betreffenden deutschen Firmen im voraus die Waren bezahlen ließen und dann nicht einmal den Eingang des Geldes bestätigten, auf schriftliche und telegraphische Anfragen keine Antwort gaben und auch keine Ware lieferten. Es ist zweifelhaft, ob die deutschen Firmen in dieser Art auch Firmen der siegreichen Entente behandelt hätten! Dieser Krebsschaden jeglichen Wirtschaftsverkehrs zwischen Deutschland und den nordischen Ländern, der in Deutschland seinen Ursprung nahm, hat dann dazu geführt, daß auch nordische Firmen sich dieses unglaubliche Geschäftsgebahren zu eigen machten und ihrerseits eingegangene Verpflichtungen deutschen Firmen gegenüber brachen. Man soll nicht erlittenes Unrecht mit Unrecht vergelten! Das deutsche Volk in seiner Gesamtheit ist nicht schuldig, wenn in Deutschland eine unverständige Wirtschaftspolitik dem Export lästige Fesseln anlegt und diesen durch falsche Maßnahmen unterbindet! Die Gesamtheit der deutschen Exporteure darf auch nicht für die Vergehen einiger gewissenloser deutscher Firmen haftbar gemacht werden.

Die Folgen des Krieges haben sich dann weiterhin in dem Übel gezeigt, daß sich mit einem Male fast der gesamte deutsche Export auf die nordischen Länder stürzte. Der günstige Stand der nordischen Valuten, insbesondere der drei skandinavischen, rief bei den deutschen Industriellen und Kaufleuten ein erhöhtes Interesse hervor, das noch durch nordische Einkäufer verstärkt wurde. Während der Kriegszeit hatten sich nun in den nordischen Ländern selbst, zum Teil schon recht bedeutende, neue Industrieunternehmen gebildet, die nun Gefahr liefen, wieder vernichtet zu werden und teilweise auch wirklich untergraben wurden. Dem suchten die nordischen Länder durch Einsetzung von Valuta- und Devisenräten und durch Erlaß von Einfuhrverboten zu begegnen. Dadurch wurde auch die drohende Gefahr in vielen Fällen beseitigt, wenn zwar nicht zu verkennen ist, daß diese Maßnahmen, zu welchem sich die nordischen Regierungen allgemein gezwungen sahen, leider auch die alten deutschen Kunden empfindlich treffen mußten.

Einseitig getroffene Regierungsmaßnahmen tragen immer ein gewisses Odium in sich. Sie bilden häufig für manche Industriezweige des Gegenlandes einen erwünschten Vorwand, um ihrerseits von

der Regierung des eigenen Landes Gegenmaßnahmen zu fordern. Das war denn auch hier der Fall, indem nun besonders die deutsche Steinindustrie gegen die Einfuhr ausländischer Gesteine Sturm lief. Daß sie aber damit nicht zu dem gewünschten Ergebnis gelangte, ist nicht zuletzt auf das energische Vorgehen der Deutsch-Nordischen Wirtschaftsverbände zurückzuführen.

Gerade in den Zeiten von Deutschlands größter Not ins Leben gerufen, als die deutsche Staatsgewalt völlig versagte und mancher Kaufmann und Industrielle der nordischen Länder bei dem in Deutschland herrschenden allgemeinen Durcheinander nicht wußte, an wen er sich um Auskunft und Unterstützung wenden sollte, haben der »Deutsch-Schwedische Wirtschaftsverband E. V.«, tysk-svenska handels- och industriförbundet, der »Deutsch-Norwegische Wirtschaftsverband«, tysk-norske Handels og Industriforening, der »Deutsch-Dänische Wirtschaftsverband«, tysk-danske Handels- og Industriforening und der »Deutsch-Finnische Wirtschaftsverband«, saksalais-suomalaisen Talousyhdistys, mit ihrer Tätigkeit im Interesse eines geordneten deutsch-nordischen Wirtschaftsverkehrs eingesetzt.

Die deutsch-nordischen Wirtschaftsverbände sind auf der Grundlage der Gleichberechtigung aufgebaut. Sie sind keine Verbände zur Wahrung deutscher Interessen in den nordischen Ländern. Sie umfassen im Deutsch-Dänischen Wirtschaftsverband, Deutsche und Dänen, im Deutsch-Schwedischen Wirtschaftsverband Deutsche und Schweden, im Deutsch-Norwegischen Wirtschaftsverband Deutsche und Norweger, im Deutsch-Finnischen Wirtschaftsverband Deutsche und Finnländer. Auf Grund dieser Zusammensetzung ihrer jeweiligen Mitgliederkreise werden auch die Vorstände und Ausschüsse der betreffenden Verbände in vollständig paritätischer Weise gebildet. Die deutsch-nordischen Wirtschaftsverbände sind demnach das Ideal des Völkerbundgedankens und eine geeignete Basis für alle im beiderseitigen Interesse liegenden Arbeiten und Fragen.

Saxo är stoft och Absalon sjelf och Gerda desslikes; nu af de murar hon byggt, står ej ruinen en gång. (Saxo ist Staub und Absalon selber und Gerda gleichfalls; von den Mauern, die sie erbaut, steht nicht einmal mehr die Ruine.) Von dem alten stolzen Deutsch-

land steht nur noch — durch Feindes Lug und eigenen Trug verschuldet — eine einzige große Ruine. Diese Ruine wieder aufzubauen, das geborstene Gemäuer auch im Interesse der nordischen Staaten und Völker zu einem festen Gefüge wieder zu gestalten, ist des Schweißes der Edlen wert.

Ernst Collin / Deutsch-dänische Wirtschaftsfragen

Der schwere Frieden von Versailles hat eine zweite Auflage erhalten. — In Spaa wird Deutschlands Wirtschaftsleben, für das man von dieser Tagung Besserung erhoffte, mit schwereren Fesseln belastet werden, als ihm vor einem Jahre der Friedensvertrag auferlegt hat. — Umso schwerer wird für Deutschland der Kampf um die verloren gegangene Stellung im Weltwirtschaftsverkehr der Völker.

Die andern sind Deutschland alle um hunderttausend Schritte voraus. Die Länder des Feindbundes durch das Übergewicht ihres Sieges und die Macht, die ihnen das Recht zum rücksichtslosesten Handeln gibt, die Länder der Neutralen vermöge des Reichtums, den sie im Laufe des Weltkrieges erworben haben.

Nun heißt es für Deutschland ganz von vorn anfangen, wie ein aufstrebender Geschäftsmann Beziehungen erwerben, ein doppelt schwieriges Unterfangen bei einem bankerotten Unternehmen.

Es ist auch im Handelsverkehr der Völker so wie bei dem Einzelnen, Prestigeverlust bedingt Sympathieverlust. Es liegt den Fremden nicht mehr soviel an Deutschland als in früheren Zeiten, als man sich zu dem reichen Deutschland drängte.

Aber langsam wird es schon anders. Ja, man kann sagen, das Ausland — zumal die nordischen Staaten — hat doch noch ein starkes Maß von Vertrauen und Hochachtung vor deutschen Unternehmergeist, und sieht trotz Betriebsräten, Achtstundentag und allen Revolutionserrungenschaften vertrauensvoll in die Zukunft und rechnet mit neuen Handelsverbindungen mit dem geschlagenen Volke. Kein Wunder, ist doch Deutschland mit seinen sechzig Millionen Bevölkerungsdichte eine der größten Verbrauchergesellschaften der Welt. Und wenn man die Handelsübersichten der nordischen Staaten vor dem Kriege einer Durchsicht unterzieht, so wird man erkennen, ein wie großes Abnahmegebiet für die nordischen Staaten Deutschland gewesen ist. Bezog es von Schweden Erze und Holz, von Norwegen Fische, Tran und andere Erzeugnisse des Fischfangs, so gab ihm Dänemark Landesprodukte und Vieh in großen Mengen.

Schweden und Norwegen werden am ehesten wieder in enge wirtschaftliche Beziehungen zu Deutschland treten, da keinerlei poli-

tische Reibungsflächen zwischen diesen Staaten und dem Brudervolke des Festlands bestehen. Anders könnte es sich mit Dänemark verhalten, wo noch das schleswigsche Plebiszit den Streit der Meinungen wachhält.

Um dieses Vertrauen der Nordländer in die deutsche Leistungsfähigkeit zu rechtfertigen, ist es vor allem die Pflicht des deutschen Handelsmanns und des Unternehmers, das Ihre dazu zu tun, die deutsch-nordischen Wirtschaftsbeziehungen vor allem wieder zu festigen, statt diese leichtsinnig zu gefährden, wie es mitunter in bedauerlicher Kurzsichtigkeit geschieht.

Gerade in Dänemark, Schweden und Norwegen, wo man ehrlich bemüht ist, nach den Erfahrungen mit der Willkür der Engländer während des Krieges mit Deutschland wieder in ein gutes Einvernehmen zu kommen, herrscht Erbitterung über das leider jetzt vielfach in Deutschland geübte Geschäftsgebahren, unter der Klausel »freibleibend« Abschlüsse zu tätigen. Dies erweckt im uns befreundeten Auslande stets den Eindruck der Unreellität, da das dortige Geschäftsleben noch ganz auf »Treu und Glauben« eingestellt ist. Durch die willkürliche Behandlung von Seiten Englands und auch Hollands und durch das Erstarken des handelspolitischen Geistes in den genannten Ländern sieht man in den nordischen Staaten das Gespenst einer wirtschaftlichen Ohnmacht in nicht allzuferner Zukunft voraus. So fühlt man vor allem in Dänemark, wo aber die chauvinistischen Kreise noch immer ihre Maulwurfsarbeit gegen Deutschland nicht aufgeben wollen, daß das Heil für Nordland in der Zukunft auf dem Wiederaufbau Deutschlands beruht. Aus dieser Erwägung heraus betrachtet man auch mit wenig zufriedenen Blicken die Abdrosselungspolitik der Entente gegen Deutschland, deren grausame Konsequenz gerade in Spaa wieder klar zu Tage trat.

Von der Beendigung des Kriegszustandes erhofften gerade die dänischen Erwerbskreise einen noch größeren wirtschaftlichen Aufschwung, als ihn die Zeit des Krieges brachte. In Deutschland und den anderen Mittelmächten konnten sich die besten Aussichten für einen regen Eigen- und Transithandel ergeben. Diese Spekulation fiel aber unglücklich aus, da der Ausgang des Krieges die Kaufkraft der Mittelmächte derartig schwächte, daß ein Absatz von dänischen Waren nach diesen Gebieten fast zur Unmöglichkeit wurde.

Da sich der dänische Handel nun aber außerdem in großen Transaktionen nach Nord- und Südamerika festlegte in dem Traume, Kopenhagen zur größten Handelsstadt des östlichen europäischen Nordmeeres zu machen, um Rußland und Deutschland auch mit den aufgekauften amerikanischen Waren überschütten zu können, muß Dänemark trotz seiner willkürlich anmutenden Haltung in der Abstimmungsfrage geradezu zum wirtschaftlichen Parteigänger Deutschlands werden, da sich einerseits die Verhandlungen mit Rußland zerschlagen haben und andererseits der Deutschland aufgezwungene Friede auch Dänemarks Hoffnungen zunichte machte. Die zu Spekulationszwecken in Kopenhagen aufgespeicherten Fertigfabrikate, Luxusartikel u. a. lagern nun auf unbestimmte Zeit in den dänischen Geschäftshäusern. So hat Dänemark, das in den Kriegsjahren die ungewöhnlich schnelle Entwicklung von einem stark verschuldeten Lande zu einem überaus kapitalkräftigen Gläubigerstaate durchmachte, in dem einzigen Jahre 1919 den schnell erworbenen Wohlstand zum größten Teile wieder eingebüßt.

Der Wert der Einfuhr hat den der Ausfuhr bei weitem, ungefähr um $1\frac{1}{2}$ Milliarden Kronen, überschritten. Da durch die Höhe der Produktionsunkosten der dänischen Industrie die Ausfuhrschwierigkeiten immer größer werden, sind die geschäftlichen Verwicklungen nicht abzusehen.

Export ist der einzige Weg, ein Volk in die Höhe zu bringen. Infolge des Rohstoffmangels liegt natürlich der deutsche Handel nach Dänemark und den benachbarten Ländern noch sehr im Argen.

Trotz der gegenwärtigen schlechten Konjunktur in Nordland würde aber Deutschland die besten Absatzmöglichkeiten beispielsweise für Eisen, Maschinen, für chemische Produkte und solche der Industrie, wie Kartoffelstärke und die Derivate der Stärkeherstellung, in Dänemark und den skandinavischen Staaten haben.

Freilich müßte ein tieferes Verständnis für Deutschlands Lage in der Masse des deutschen Volkes Platz greifen. Nur gesteigerte Arbeitsleistung bedingt größere Produktion. Diese ist aber noch nicht vorhanden. Außerdem schiebt auch hier wieder die schematische Anwendung der Maßnahmen der Zwangswirtschaft der Entwicklungsmöglichkeit des Handels einen Riegel vor. Klagen doch deutsche Firmen der Stärkebranche sehr darüber, daß trotz Vorhandenseins

genügender Mengen Kartoffelstärke und Derivate eine Ausfuhrbewilligung für diese Stoffe nach Dänemark nicht zu erlangen war.

Man übersieht an entscheidender Stelle, daß bei dem Vorhandensein genügender Mengen exportfähiger Stoffe die Möglichkeit nahe liegt, günstige Einkaufsbedingungen vom Absatzstaate für diejenigen Waren zu erlangen, deren der ausführende Staat dringend bedarf, von Schweden Erze und Hölzer, von Norwegen Fische und die für die Maschinen-Technik notwendigen Fette, von Dänemark aber die am notwendigsten gebrauchten Landes- und Stallprodukte für die darbende Bevölkerung.

Immer wieder muß an Deutschlands Arbeiter die Forderung gestellt werden, endlich von der wertevernichtenden passiven Resistenz abzukehren und zu schaffen. Sie arbeiten am wenigsten für das Kapital, sondern für sich selbst und ihre Familien. Die deutsche Valuta belastet den Einkauf aus dem Auslande mit ungeheuren Kosten. Kohle ist aber das beste und willkommenste Zahlungsmittel, vor allem auch in Dänemark, wo die Kohlenversorgung ein sehr unerfreuliches Bild bietet. Im Januar 1919 sind nur 175000 Tonnen Kohlen und Koks eingeführt worden, im Februar 170000 Tonnen und in der ersten Märzwoche sogar nur rund 24000 Tonnen, während vor dem Kriege die Einfuhr im Monat im Durchschnitt sich auf 300000 Tonnen belief. Die Bestände, die sich noch im Lande befinden, decken etwa den Verbrauch eines Monats: die Gewerke sind für 1 ½ Monate versorgt und die Staatsbahn für vielleicht 2 ½ Monate.

Da die von England getroffenen Maßnahmen die Ausfuhr von Kohlen dauernd hindern und auf Zufuhr von Amerika jetzt nicht zu rechnen ist, ist wenig Aussicht auf eine baldige Besserung der Lage vorhanden. Man erwägt besonders ernstlich den Vorschlag, ein Warenaustauschabkommen mit Deutschland und England abzuschließen, das beiden Teilen zugute kommen würde. Jedoch hegt man berechtigte Zweifel — wie schon gesagt — nicht an der deutschen Leistungsfähigkeit, aber doch an dem guten Willen der deutschen Arbeiterschaft, die so vollkommen unter dem Einfluß der unabhängigen Agitatoren steht, — deren dänische Verwandte, die Syndikalisten, ihrerseits auch in Dänemark nicht ermangeln, die Wirtschaft des eigenen Landes zu sabotieren.



DÄNISCHE EXPORTSCHLÄCHTEREI

Wie dem auch sei, die wirtschaftliche Lage Dänemarks wird immer von der Lage in Mittel- und Osteuropa abhängig sein. Denn kann auch Dänemark wegen seiner günstigen Lage an zwei Meeren gut an dem überseeischen Handel teilnehmen, so bedarf es doch immer der Länder des Südens und Ostens als Absatzgebiete und hat besonders ein industriell leistungsfähiges Deutschland nötig, damit es einer Ausbeutung durch England und Amerika verschont bleibt.

Aber auch Deutschland muß an der Einführung dieses guten Einvernehmens mit Dänemark arbeiten. Es ist nötig, daß es wieder zu einem eng zusammenhängenden wirtschaftlichen Organismus wird, den nicht hundert Sonderinteressen leiten. Leistet es aber tüchtige Arbeit, dann kommt auch wieder die Blütezeit im fruchtbringenden Wirtschaftsverkehr mit den nordischen Völkern.

Karl Larsen / Ludendorff und der deutsche Zusammenbruch

Deutschland erlitt durch den Ausgang des Weltkriegs nicht nur eine ganz unübersehbare Niederlage, die politisch, wirtschaftlich und im Hinblick auf das Prestige alles in den Schatten stellt, was die moderne Geschichte überhaupt gesehen hat, den Untergang des Zarenreichs eingeschlossen; auch Deutschlands Monarchien gingen zugrunde, und der deutsche Nationalmilitarismus, das Knochengerüst des politischen und sozialen Reichskörpers, wurde zerbrochen.

Persönlich betrachtet, läßt sich nur Napoleon nach Waterloo mit Ludendorff vergleichen. Er allein wurde vom Schicksal ebenso gerupft, bis auf den nackten Menschenleib, daß nur ein Uniformrest als eine Art Erinnerung übrigblieb.

Aber der große Unterschied ist der, daß Napoleons Untergang im Innersten sein eigener war, nicht der Frankreichs, der Untergang Ludendorffs aber der Preußen-Deutschlands.

Der italienische Kondottieri, der in die Dienste der Revolution und Frankreichs getreten war, konnte fallen und dennoch in seinem Falle den Glanz des Landes und der Ideen aufrechterhalten, denen er in majorem sui gloriam gedient hatte. Ludendorff aber war ja eben nur der echteste Sohn seines Landes in dessen preußisch-deutscher Gestalt; aus seines Landes Idee hatte er gelernt, für diese Idee kämpfte er; diese Idee sank mit ihm zu Boden.

Man durchdenke einmal ganz, was nach dem Zusammenbruch dem Lande und dem System geboten wurde, dem Ludendorff diente.

Selbst nach der vernichtendsten Niederlage anderer Staaten, z. B. Dänemarks im Jahre 1864, wurde doch die persönliche Ehre der rettungslos besiegten Nation und ihr Selbstbestimmungsrecht nach innen nicht verletzt. Der Feind stellte seine harten Bedingungen, deren Durchführung im voraus feststand; aber er senkte den Degen zum Abschied und überließ es den Unterlegenen, wieder auf die Beine zu kommen.

Wohingegen man von Deutschland, abgesehen von mancher andern Einmischung in seine inneren Verhältnisse, nicht die Reduzierung des Heeres, sondern seine vollständige Herausreißung

aus dem nährenden Boden verlangte, nicht nur mitsamt der Krone, dem Generalstab, der eine Militärakademie von internationalem Ansehen und Werte gewesen war, sondern auch mitsamt der moralischen und technischen Verwurzelung des ganzen Systems in der Militär- und Volksschule der allgemeinen Wehrpflicht.

Und der Feind zuckte bloß mit den Achseln, wenn die deutsche Nation, mit dem »Vorwärts« an der Spitze, empört gegen die Vergewaltigung protestierte, daß man die Deutschen dieser allgemeinen Wehrpflicht beraubte und ihnen ein kleines — aber ach so kostspieliges und unberechenbares — Mietsheer aufzwang.

Wenn das Schwert derart während des Kampfes in der Hand des Kämpfenden zerspringt, so kann das nicht allein an einem Fehler in der Fechtweise liegen, es muß seinen Grund auch in einem Fehler beim Schmieden des Schwertes selbst haben.

Man kann ruhig den Schluß ziehen, daß der preußisch-deutsche Nationalmilitarismus, wie er 1914 in den Kampf ging, Schwächen aufwies, die von seinen hervorragenden, den Menschen erziehenden und die soziale Gemeinschaft fördernden Eigenschaften überschattet wurden, und die sich vielleicht zum Teil auch erst feststellen, ja entwickeln ließen, wenn das System auf eine Belastungsprobe gestellt wurde über das hinaus, was irgend ein Mensch vorher für denkbar gehalten hätte.

Und diese Schwächen finden sich in dem Standard-Preußen Ludendorff krystallisiert.

Auffällig sind so in seinen »Kriegserinnerungen« seine wenigen und spärlichen Worte über die Flotte und den Seekrieg. War die Entwicklung der deutschen Flotte im zwanzigsten Jahrhundert doch der militärpolitische Hauptnerv in Deutschlands moderner Geschichte gewesen! Sie hatte im deutschen Volke lebhaften Widerspruch und Beifall gefunden und in der ganzen Welt den bedeutsamsten und verhängnisvollsten Widerhall.

Daß Deutschlands Zukunft auf dem Meere lag, das wurde von allerhöchster Stelle als zündendes Kernwort in die Welt geschleudert; die kommerzielle und industrielle Expansion Deutschlands über die ganze Erde war die Quelle des wachsenden Wohlstands und Ruhmes des Reiches; die Kriegsflagge sollte die Waren als Schutz und Schirm begleiten und sollte über einer Flotte wehen,

die es zwar nicht mit dem britischen Beherrscher der Meere aufnehmen konnte, aber die als die zweitgrößte Deutschland zum wertvollsten maritimen Bundesgenossen in einer diplomatisch geschickt hervorgerufenen, günstigen politischen Situation machen würde.

Aber Ludendorff, der in seinen »Kriegserinnerungen« sonst keineswegs erläuternde Rückblicke scheut, hat kein Wort dafür übrig. Die ganze gewaltige Bewegung hat ihm buchstäblich nur den Satz entlockt: »In der Marine waren im Frieden große Mittel festgelegt«, und er fährt fort: »Sie war jetzt neben dem Heere als vollwertiger Kampffaktor berufen, um den Sieg zu kämpfen und uns vor der Erdrosselung durch England zu schützen«.

Trocken und summarisch, ohne die geringste Perspektive, heißt es in Ludendorffs Werk, das doch eine umfassende Beurteilung des ganzen Weltkrieges und seines Verlaufes zu geben sucht: »Wir hätten mit der Flotte zu Beginn des Krieges in ausgesprochener Weise die Schlacht suchen müssen, wie dies auch der Großadmiral v. Tirpitz wollte, ohne allerdings mit diesem Streben durchzudringen.« Es folgen dann eine kurze Übersicht über die verschiedenen sekundären Unternehmungen der Flotte im Kriege sowie ausführlichere Betrachtungen über die Notwendigkeit des Ubootkrieges zur Unterstützung des Landkampfes. Das ist alles.

Dem liegt eine entscheidende Verkennung des Umstandes zugrunde, daß Deutschland eben in einen Weltkrieg verwickelt war, eine Bezeichnung, die in Deutschland überhaupt meist bloß als Ausdruck für etwas sehr Großes und Überwältigendes gebraucht wird, nicht für etwas Wesenseigentümliches.

Etwas Wesenseigentümliches aber war gerade der Weltkrieg, nämlich ein Krieg auf Ozeanen und um Ozeane, ein Krieg mit einer »Seefront«, wie Tirpitz sagt, mit England als Hauptfeind, ja eigentlich als den einzigen wirklichen Feind.

Die russischen Heere mußten überwunden werden, ein geschlagnes Rußland aber sollte die goldene Brücke erbauen, die obendrein den Weg nach Japan bilden sollte, Asiens Preußen-England, den sichern Zukunftsgegner der Angelsachsen auf der östlichen Halbkugel; Amerika, die meerumrauschte militärische Großmacht im Wachstum nach Westen, mußte in gebührendem Abstand gehalten werden.

Immer mit diesem Gesichtspunkt vor Augen hätte die deutsche Heeresleitung den Krieg Hand in Hand mit der Flotte und unter weitblickender ziviler politischer Leitung führen sollen.

Aber Ludendorff ist und bleibt der preußische Landsoldat, wie die entscheidende preußisch-deutsche Diplomatie dauernd kontinental mit Rußland, dem Balkan, Österreich, Italien und Frankreich rechnet und berechnet, während eigentlich nur England als höchst unangenehmer Faktor außerhalb des Rechenstücks liegt; man weiß nicht recht, was man mit diesen Briten anfangen soll, ob man ihnen richtig zuleibe gehen, oder ob man versuchen soll, sie so versöhnlich wie möglich zu stimmen. Und Japan vergißt man nach der Eroberung Kiautschous sozusagen ganz.

Ludendorff versteht es ganz und gar nicht, sich dem polnischen Reiche Bethmann Hollwegs und Beselers energisch zu widersetzen, ja er überholt die Warnungen des klugen österreichischen Generals Conrad in dieser Hinsicht völlig und verläßt sich ohne selbständiges Nachdenken auf Kanzler und Generalgouverneur, obendrein froh darüber, doch vielleicht durch polnische Einberufungen seine Truppenkräfte vermehren zu können.

Keinen Augenblick scheint es ihm eingefallen zu sein, was so mancher Zuschauer zum Beispiel in Dänemark schon damals dachte und aussprach, daß, selbst wenn die Errichtung eines deutsch orientierten Polen überhaupt möglich gewesen wäre, dadurch jede Aussicht auf Frieden mit dem Zaren, worauf doch alles hätte hinzielen müssen, ausgeschlossen war. Der preußische Heerführer denkt nur an seine Einberufungen und starrt sich kurzsichtig an seinen militärischen »Sicherungen« gegenüber Rußland und dem Westen, an den Randstaaten und der dortigen Renaissance alter deutscher Kulturbestrebungen, statt mit modernem Seefahrerauge und Fliegerblick die Weltmeere bis zu den Küsten des stillen Ozeans zu überschauen und den Weltkrieg, um militärisch zu sprechen, von dieser Seite her aufzurollen.

Wenn v. Tirpitz in seinen höchstinteressanten »Erinnerungen« die anläßlich der Chinaexpedition 1900 gefallenen Worte des Kaisers kritisch zitiert: »Der Potsdamer Exerzierplatz muß entscheiden!« so trifft die Kritik ebenso ausschlaggebend den preußischen Landgeneral Ludendorff während des Weltkrieges.

Der Exerzierplatz und die Kasernenmauer, das Offizierskasino und die nationalen Traditionen von 70, ihrer besonderen Vortrefflich-keit ungeachtet, rächten sich. Und die Rache rollt weiter, von der großpolitischen Kriegführung zu der psychologischen Behand-lung fremder Völker.

Man muß die unermüdliche Pflichttreue bewundern, mit der Luden-dorff nach Ost und West seine hohen Ziele auch auf dem »Zivil-gebiet« verfolgt: polititsche und rein bürgerliche Angelegenheiten, Kolonisation, Ernährungsverhältnisse, Industrielles, Handel, In-formations- und Agitationswesen.

Er handelt hier in schnellem militärischem Tempo, das oft sein Gutes hat und in angenehmem Gegensatz zu der Unentschlossen-heit, Wankelmütigkeit, Langsamkeit offizieller Zivilbüros oder offiziöser und privater Komitees steht, die jeder, der während des Krieges die Nase nur ein wenig nach Deutschland hineinsteckte, genügend kennt. Allzuoft aber hat er den Mangel an Verständnis für die Psychologie fremder Völker mit den Zivilbehörden und -personen gemeinsam.

Ludendorff schilt selbst über die mangelnde Fähigkeit der Zivil-kräfte, durch geeignete Agitation in die eigentümliche Seele feind-licher und neutraler Völker einzudringen, aber man muß lächeln, wenn man seine eigenen Betrachtungen liest, wie z. B. die, daß die Polen Deutschland für das ihnen erwiesene Gute nicht gedankt haben. Wenn seine Worte auch in erster Linie wohl auf das von Deutschland während des Krieges in so kurzsichtiger Weise errichtete polnische Reich hinweisen, so umfassen sie doch auch die ganze, tatsächlich bedeutende deutsche Kulturarbeit gegenüber der pol-nischen Bevölkerung von der Zeit Friedrichs des Großen bis auf Wilhelm II.

Als ob je eine bezwungene Nation dankbar wäre für die mate-riellen und intellektuellen Wohltaten, die ein eroberndes Volk ihr erweist, und als ob sie es sein müßte, da ja doch die Wohltaten dem bezwungenen Volke niemals um seiner blauen Augen willen er-wiesen werden, sondern in erster Linie im Interesse des Eroberers.

Oder wie naiv heißt es von Elsaß-Lothringen, daß es selbstver-ständlich nicht Reichsland hätte sein, aber noch weniger Autono-mie hätte bekommen sollen; es hätte vielmehr Preußen unterstellt

werden müssen wie die Rheinlande, wo die Entwicklung nach dem Wiener Frieden ja in nationaler Hinsicht einen so günstigen Verlauf genommen hatte.

Solche Kurzsichtigkeit hat viel Unglück verursacht.

Wenn aber der deutsche Militarismus den Tod durch sein eignes scharfes Schwert fand, wenn Ludendorff den Krieg verlor und Monarchie, Heer und allgemeine Wehrpflicht im Sturze mit sich riß, so war das eine tragische Notwendigkeit, weil das System Bankerott machte gegenüber dem deutschen Volke, an das Ludendorff, wie er sagt, geglaubt hat, und das an ihn wie an das System hätte glauben müssen, wenn der Krieg durchgeführt werden sollte...

Ludendorffs ebenso selbstsichere wie oberflächliche Würdigung der fremden Volksseele wie der Seele der verschiedenen Schichten seines eigenen Volkes ist ganz gewiß nicht allein militärisch, nicht allein preußisch, nicht allein deutsch. Alle Völker leiden an dieser Schwäche, die meisten sogar in überwältigendem Maße. Aber es läßt sich nicht leugnen, daß sie in Preußen-Deutschland offenbar eine starke Entwicklung nach dem Schablonenhaften hin genommen hatte, das die Kehrseite militärischer Bildung ist.

Die Preußen-Deutschen trugen Uniformen und hatten recht mit ihrer Ansicht, daß die Menschen in ihrer großen Allgemeinheit überhaupt Uniform tragen und tragen müssen, Nationalitätsuniform, soziale Uniform, Bildungsuniform. Aber in ihrer berechtigten Bewunderung für die wunderbare Fähigkeit der Uniform, Massengefühl zu entwickeln, das Zusammengehörigkeitsgefühl zu fördern, die Ausführung gemeinsamer Aufgaben zu ermöglichen, vergaßen sie — und Ludendorff als Verkörperung des Systems in erster Linie, daß hinter der strammsten Uniform doch ein ziviles Eigentumshemde sitzt, das schließlich dem Körper am nächsten ist.

Unzweifelhaft hat Ludendorff recht darin, daß der Krieg, da er nun einmal entbrannt war, mit der fortgesetzten rücksichtslosesten Aufbietung aller dem Volke innewohnenden materiellen Leistungsfähigkeit und moralischen Energie geführt werden müsse. Nur mit den vereinten Kräften und Opfern aller ließ er sich erfolgreich beenden, nur hierdurch wurde eine fruchtbare nationale Weiterentwicklung des jungen deutschen Reiches ermöglicht.

Von den ersten Tagen des Krieges an bis zu seiner letzten Stunde

gaben die Feinde durch ihre Staatsmänner und ihre Pressen ihrem unbedingten Willen und ihrer sichern Hoffnung Ausdruck, das deutsche Reich zu bezwingen, so daß sein Territorium verkleinert und seine wirtschaftlichen Aussichten auch durch Vernichtung seiner Bundesgenossen und wirtschaftlichen Teilhaber verschlechtert würden. Keine einzige der »Friedensmöglichkeiten«, deren Vorhandensein von den Männern der Revolution behauptet wird, hat sich als etwas anderes denn als mehr oder weniger unsichere Anläufe erwiesen, die unter allen Umständen eine fortgesetzte starke Machtentfaltung Deutschlands erforderten, wenn sie irgendwelche Aussicht haben sollte. Besser fundierte Friedensmöglichkeiten zu schaffen, wäre unbedingt Sache der Diplomatie und der Zivilregierung, nicht Sache der Heeresleitung gewesen. Und auch sie hätten zu keinem günstigen Ergebnis führen können, falls Deutschland nicht dauernd militärisch so stark wie möglich dagestanden hätte. Denn darin hat Ludendorff zehnmal recht, daß ein Friede ähnlicher Art wie der, den Deutschland schließlich erreichte, jederzeit hätte zustandegebracht werden können, also mit Vermeidung mannigfacher Menschenopfer und materieller Verluste. Aber in einen solchen Frieden wollte das Volk sich eben erst finden, nachdem seine Kräfte erschöpft waren. Wohingegen der »Verständigungsfriede« mit Frankreich und England niemals erreicht worden wäre, nur vielleicht mit dem Zaren und eventuell mit Japan, unter keinen Umständen aber jemals durch Erklärungen über Friedensbereitschaft, Berufung auf die internationale Brüderlichkeit, geschweige denn durch Angriffe auf die Monarchie und den Militarismus, die Deutschland tatsächlich im Kampfe führten. Nur wenn Deutschland eine militärische Großmacht blieb, die im internationalen politischen Spiel etwas bedeutete, machte sich einer etwas daraus, mit ihm im Einvernehmen zu leben.

Darum handelt Ludendorff richtig, wenn er schon früh während des Krieges, sobald sein Kompetenzbereich es ihm ermöglicht, für gerechtere Ausnutzung der Wehrpflichtmassen eintritt, für rationellere und moralischere Ordnung der industriellen Arbeit des Landes, so daß das Pflichtmoment in dem »für den Krieg arbeiten« nicht von dem Gewinnmoment weder bei den Arbeitkäufern noch bei den Arbeitern überschattet wird. Er verlangt auch mit Recht, unter

Hinweis auf die Maßnahmen der Entente, Bekämpfung der Agitation für internationale soziale Ideen, für Verständigung und Weltbrüderschaft zu einer Zeit, da die Nation im Kampf mit andern Nationen steht, die tatsächlich allen diesen schönen Ideen den Rücken kehrten, bis sie die Deutschen auf die Knie gezwungen hatten.

Dabei spielt es nur eine kleine Rolle, daß die Mittel, durch die Ludendorff diese Ziele zu erreichen suchte, sich kritisieren lassen und häufig von seinem wenig intimen psychologischen Verständnis zeugen. Oft läßt es sich auch schwer erkennen, welche der begangenen Irrtümer auf Mängel der Gedankengänge Ludendorffs zurückzuführen sind oder auf Fehler der Zivilregierung, die sie ganz oder zu einem wesentlichen Teil ausführen mußte.

Das Entscheidende ist und bleibt Ludendorffs und seiner Militaristen Blindheit dafür, daß die Zivilbevölkerung, von den Intelligenzschichten an bis zu den breiten Massen, ihren eigenen Ehrgeiz hatte über das militärische Ehrenzeichen hinaus, ihr civiles Selbstgefühl über das militärische hinaus, ihre politischen und sozialen Wünsche, Hoffnungen, Träume, auf die Rücksicht genommen werden mußte, wenn das Volk dazu bewogen werden sollte, weiter die Bürden zu tragen, die der Krieg nach und nach auf seine Schultern legte.

Kaiser Wilhelm hatte hier wie so oft zuvor den richtigen flair gehabt, aber es war wie so oft zuvor dabei geblieben.

Sein Ausspruch im August 1914: »Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur Deutsche!« war eins seiner schlagenden Worte, denen ein ebenso schlagendes Handeln hätte folgen müssen.

Aber das politische Frühlingslüftchen, das das Volk in der wohlgeformten Phrase spürte, und das seinen Sinn mit Stimmung und Erwartung erfüllte, starb hin in unfruchtbarer Windstille, die sich über zweieinhalb Jahre lang hielt, während immer größere und größere Lasten dem Volke das Atmen erschwerten.

Ludendorff mag recht haben, wenn er schreibt, daß die Osterbotschaft von 1917 über eine freiere Verfassung in Preußen, die endlich die drückenddumpfe Stimmung zerstreuen sollte, wie ein von der russischen Revolution erzeugtes Angstprodukt wirken konnte. Spärlich genug war das Zugeständnis auch, als es endlich kam, und

ohne vorwärtsreißende Perspektive; außerdem wurde es matt verteidigt von denen, die doch wenigstens nun endlich ohne Knauserigkeit hätten geben müssen.

Aber Ludendorff spricht sich selbst das Urteil, wenn er seiner Kritik des späten Zeitpunktes für das Angebot des Kaisers Bemerkungen darüber hinzufügt, daß der Wahlrechtsvorschlag nur enge Volkskreise befriedigte, und daß die ganze Frage keinen Anklang im Heere fand ... nur einige politische Kreise und Blätter lebhaft beschäftigte.

Alle Schützengräben auf allen Fronten hätten dem Feldherrn widersprochen, der mit betrüblichem Mangel an Verständnis für seine verhängnisvolle Begrenzung, selbstsicher erklärt: Die innere Politik lag mir fern.

Statt zu verstehen, daß politische und soziale Zugeständnisse für eine restlose Durchführung der Kriegführung ebenso notwendig waren wie Essen und Trinken, ja um so notwendiger, da es mit der Zeit um dieses fatale Essen und Trinken immer schlechter bestellt war, ohne das, wie es im Volksmunde heißt, der Held nichts taugt.

Zugegeben mag werden, daß die freiere Verfassung in Preußen sofort im Spätsommer 1914 hätte gewährt werden müssen, mit erhabener Geste, wie Ludendorff schreibt, in ähnlicher Weise, wie es seinerzeit der dänische König Friedrich VII. während der großen nationalen Krise seines kleinen Landes zu tun verstanden hat. Aber daß nicht im Lauf der Kriegsjahre das Versäumte hätte eingeholt und die weiteren parlamentarischen und sozialen Konsequenzen hätten gezogen werden können, die man im Oktober 1918, als alles verloren war, durchzupeitschen suchte, das meinen nur diejenigen, die in Wirklichkeit glauben, daß man sich im Grunde das Ganze doch hätte sparen könnne.

Alle Hinweise auf Störungen, die innenpolitische Diskussionen und innenpolitische Änderungen während des Krieges mit sich bringen müßten, sind ganz wertlos.

Es stand so viel auf dem Spiel, daß, wie bei der Kriegführung im engeren Sinne, alles eingesetzt und das Hazardspiel gewagt werden mußte.

Hier wäre das echte »Wagen« des Feldherrn am Platze gewesen.

Ludendorff beklagt sich in seinen »Kriegserinnerungen« einmal darüber, daß Liberalismus und Sozialismus den Militarismus mit seinem moralisch so wertvollen Inhalt verurteilten, anstatt zu versuchen, ihn zu vergeistigen.

Es muß erkannt werden, daß Preußen-Deutschlands Militarismus nicht verstand, daß diese Vergeistigung aus dem Militarismus hätte erwachsen müssen.

Er hätte sich von einem gläubigen Geist dem Volke gegenüber durchdringen lassen müssen, hätte selbst mit dem Volke mitfühlen lernen, hätte geben müssen, nicht bloß mit der großen Geste, von der Ludendorff spricht, sondern freigebig, ohne es allzu genau mit den Formen zu nehmen, er hätte wissen müssen, daß es weniger auf diese Formen ankam als just auf den Geist, den die Zugeständnisse schaffen würden, und der die Institution erfüllen werde.

Und daß innerhalb der großen deutschen Bevölkerung ein günstiger Verhandlungsgeist vorhanden war, geht u. a. aus der Haltung hervor, die große Teile der deutschen Sozialdemokratie lange Zeit während des Krieges einnahmen.

Je richtiger die Theorie ist, die Ludendorff durch sein ganzes Buch verficht, daß dieser Krieg der erste wirkliche deutsche Volkskrieg war und daß selbst die beste deutsche Heeresleitung den Kampf verlieren mußte, wenn das Volk ihr nicht bis zuletzt mit allen seinen Kräften treu blieb, desto unrichtiger ist es, sich einzubilden, daß dieser Glauben bis zum Tode, dieses heroische Ausharren trotz aller scheinbaren Vernunft auf die Dauer allein durch Pflichtbewußtsein bewahrt werden konnte, nur gestützt durch strenge Disziplin, zu Hause und an der Front, durch aufklärenden Unterricht, Ermahnung, Propaganda.

Wenn der französische Militarismus seine Leute bei den Fahnen festhalten konnte, so geschah das nicht allein mit Hilfe seiner willensstarken, eisernen Disziplin. Er verstand es zugleich, durch klare und volkstümliche außenpolitische Ziele dem Ehrgefühl des französischen Volkes, seinem Drang nach Größe das Seine zu geben.

Das deutsche Volk hatte seine politischen und sozialen Ideale; sie waren andrer Art als die, um die sich die Franzosen vereinen konnten, aber verlangten in ebenso hohem Maße Befriedigung..

Als Scheidemann in der Sitzung des Kriegskabinetts vom 17. Ok-

tober 1918 erklärte, er glaube gern, daß man noch mehrere hundert-tausend Mann an die Westfront schicken könne, aber diese Tausende würden die Stimmung im Heere nicht verbessern, weil die Arbeiter mehr und mehr der Meinung seien: »Lieber ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende!« da hatte er unzweifelhaft recht; und es hat keinen Zweck, dem sozialdemokratischen Führer vorzuwerfen, daß er mit seinem großen Einfluß auf die Massen nicht die Stimmung zu heben suchte. Er hätte mit Ludendorffs eigenen Worten antworten können: daß es einen Zeitpunkt gibt, wo eines Führers Wille nichts mehr ausrichtet.

Führende Sozialdemokraten waren, ebenso wie der Reichskanzler Prinz Max in der Rede vom 5. Oktober 1918, davon ausgegangen, daß das Volk, wenn ihm erniedrigende Friedensbedingungen geboten würden, zu weiterem Widerstand aufgestachelt werden könnte, aber die Tage zwischen der Aufforderung an Wilson und Wilsons zweiter Note hatten ihnen, sicher mit Recht, eine andere Auffassung beigebracht.

Das deutsche Volk war bereits damals moralisch zusammengebrochen. Das überangestrengte Arbeiten vier Jahre lang, die ungewohnten Lotteriechancen, das unaufhörliche Schweben zwischen Furcht und Hoffen, Hungerei und Mangel an Befriedigung des bürgerlichen Selbstgefühls von den Intelligenzkreisen bis zu den breiten Schichten hatten die ganze Nation aus dem moralischen Gleichgewicht gebracht.

Wie die Verhältnisse sich hatten entwickeln dürfen, waren die Deutschen im Herbst 1918 nicht länger Herr ihrer Kräfte und Leidenschaften. Nur ein Teil, wenn auch ein wesentlicher, des Heeres im Westen hielt noch aus; der im Süden, der die vorbereiteten Stellungen in Südbayern einnehmen sollte, versagte wie die Flotte, wie sich bald genug zeigte. Und das moralisch noch zum Teil unversehrte große Heer im Westen hätte seine moralische Existenz nur noch nach Tagen bewahren können, wenn seine Verbindung mit der Heimat unterbrochen worden wäre.

Das leichtsinnige Wortspiel von dem Ende mit Schrecken und dem Schrecken ohne Ende, das man schon im Spätsommer 1918 überall in Deutschland hörte, war der traurige Refrain der Geistesverfassung des Volkes geworden. Es vermochte, als das Unglück kam,

nicht die Ruhe, Kaltblütigkeit und Würde zu bewahren, konnte nicht die Katastrophe begrenzen und der Schmach entgehen, die keineswegs unbedingt einer militärischen Niederlage folgen mußte.

Die Preußenehre, Hindenburgs und Ludendorffs Ehre, ist begraben, das deutsche Heer ist aufgelöst, die allgemeine Wehrpflicht abgeschafft; ihre Volksschule wird nicht länger die Lehre vom Pflichtgefühl, von der Organisation, vom selbstlosen Einsatz verbreiten.

Es muß die Aufgabe des neuen Deutschland werden, des Deutschland der »werktätigen Liebe«, wie Außenminister Müller es nannte, eine neue Ehre innerhalb eines neuen einenden Systems zu finden, das sicher in beträchtlichem Umfange auf das alte zurückgreifen wird.

Sonst geht das deutsche Reich mit seiner nicht länger durch die Preußenzucht erzogenen, eigenwilligen und streitsüchtigen, lyrischen, musikalischen und spekulativen Bevölkerung der Auflösung entgegen.

Und bezeichnenderweise sprechen schon manche Führer des neuen Deutschland wie vor einiger Zeit ein sozialdemokratischer Minister in Baden von der deutschen »Soldatentradition«, die doch unendlich viel Gutes und Wertvolles enthalten habe.

Wenn aber die Verteidiger des Deutschland des Weltkriegs mit Ludendorff an der Spitze Bismarck aus dem Grabe heraufbeschwören, so sollen sie wissen, daß, wenn der Geist des eisernen Kanzlers aus seinem Sachsenwalde erstände, er wohl vernichtend auf die Jammergestalten der deutschen politischen Regierung schauen würde, die die Schuld am Unglück auf die bösen Generale schieben, die den Armen eine schädliche Politik aufgezwungen haben sollen. Bismarck wußte schon 1866, als seine Autorität noch keineswegs befestigt war, wie die »Zivilcourage« eines Mannes selbst die Verantwortung übernimmt auf dem Gebiet, das ex officio sein eigenes ist, in dem sie sich behauptet gegenüber Generalen, auch gegenüber denjenigen, die eine Krone tragen.

Und die Politik von Liberalisten, Sozialisten und Kommunisten während des großen deutschen Schicksalskampfes würde Bismarck in das äußerste Dunkel des Dilettantismus und der Utopie verdammt haben.

Aber den Männern des Militarismus gegenüber würde der erste Kanzler auf ein altes Dokument hinweisen, auf die freie Verfassung von anno 66, die er schuf, um sein großes nationales Ziel, Norddeutschlands Einheit, zu erreichen.

Der Größte der Preußen besaß gerade im rechten Augenblick die rechte Mischung von Opportunismus und Glauben.

Bismarck war eben der geniale politische Hazardeur, der Ludendorff nicht war, der Staatsmann-Feldherr, der die Gnadengabe des Wagemuts hatte.

Er wußte, daß der Militarismus eines durchgeistigten Glaubens an das Volk bedurfte, damit das Volk den Glauben an den Militarismus und seine Führer bewahrte.

Hier versagte Ludendorffs Religiosität.

(Aus den demnächst im Verlag von Gebr. Paetel in Berlin erscheinenden Essays Karl Larsens: Ein Däne und Deutschland.)

Peter Vilgardsson / Dänische und deutsche Landwirtschaft

Die deutsche Landwirtschaft ist in den Jahrzehnten vor dem Weltkriege zu höchster Blüte gediehen. Dank ihrer Leistungsfähigkeit hat sich das boykottierte, von allen Staaten nahezu ganz abgeschlossene Deutschland vier Jahre lang aus sich selbst heraus erhalten können. Die Ladifundien und privaten Großbetriebe lieferten Getreide, Zuckerrüben, Kartoffeln, die bäuerlichen Mittelgüter und Zwergbetriebe dagegen die so notwendigen Stallprodukte, die vor allem jetzt eine Ergänzung vom Auslande bedürfen. Diese könnte in erster Linie Deutschlands nordischer Nachbarstaat Dänemark gewähren, dessen Landwirtschaft in den letzten hundert Jahren zu einer der ersten der Welt geworden ist, dank der Verteilung des Grundbesitzes und der Einrichtung von Volkshochschulen, die einen vorzüglichen hochgebildeten Bauernstand geschaffen haben, und die nicht die Nöte eines vierjährigen Feldzuges hat ertragen müssen.

Trotz dieser Nöte und trotz der verheerenden Wirkungen der Zwangswirtschaft, die ganz natürlich allgemeine Unzufriedenheit und Unlust hervorriefen, ist die Produktionsleistung in der deutschen Landwirtschaft auch in der Zeit der Revolution nicht weiter zurückgegangen. Nachdem jetzt ein allerdings noch unvollkommener Ersatz des notwendigsten Viehbestandes eingetreten ist, macht sich überall wieder allmählich ein Erstarken der landwirtschaftlichen Leistungsfähigkeit bemerkbar. —

Freilich steht auf dem Lande die Münze der Arbeit noch im Friedenskurse, da das Bewußtsein, auf eigener Scholle zu sitzen, immer ein Ansporn zur Arbeit ist, der dem Arbeiter der Fabriken, dem Entwurzelten, dem Bewohner der Großstadt, mehr oder weniger fremd sein muß, da er nichts weiter sein Eigen nennt als seiner Arme Kraft, die unter den Nöten des kümmerlichen Lebens der letzten Jahre auch nicht mehr die alte sein kann. —

Es ist daher kein Wunder, daß der Bewohner der Großstadt, der in früheren Jahren die dörfliche Scholle verließ, mit Neid und Sehnsucht auf die glücklicheren Besitzer eigenen Bodens sieht, von denen er in der heutigen Zeit der wahnsinnigen Teuerung sich betrogen

und übervorteilt glaubt, ohne zu bedenken, daß sein eigenes Verhalten an dem Anschwellen und dem Dauerzustand der an inländischen Verhältnissen gemessenen Teuerung in höchstem Maße mitbeteiligt ist.

So ist der Schrei nach Kommunalisierung des Grundbesitzes zu verstehen. — Das idealste Ziel für die Zukunft wäre natürlich, in allen Teilen Deutschlands neben den notwendigen Großbetrieben kleine bäuerliche Güter oder noch kleinere Anwesen zu schaffen, auf denen auch der Arbeiter der Großstädte frei und selbstherrlich schalten könnte. Aber die Kommunalisierung von Grund und Boden, die die Parteiagitatoren der Linken ihren Anhängern als das erstrebenswerte Ziel hinstellen, ist ein grundfalsches Ideal. Diese Art, dem Einzelnen Besitz zu geben, würde nur mehr Unzufriedenheit erwecken und außerdem die Produktionsleistung der deutschen Landwirtschaft, die jetzt noch bedeutend ist, herabsetzen, sodaß Deutschland schließlich dauernd auf die Einfuhr landwirtschaftlicher Produkte aus fremden Ländern angewiesen sein würde. Die dänische Landwirtschaft hat die zweifelhaften Vorzüge einer Gemeinwirtschaft zu ihrem Unheil in der Vergangenheit durchmachen müssen. Das jedoch verschweigen die deutschen Arbeiterführer ihrer Gefolgschaft, oder sie wissen es selbst noch nicht, obwohl ja die Geschichte eines jeden Kulturvolks solche Entwicklungsphasen aufzuweisen hat.

Fast bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts stand der Ackerbau in Dänemark auf einer sehr niedrigen Stufe. Einesteils trug allerdings die Leibeigenschaft die Schuld daran; aber es ist nicht angängig, dieser allein alle Schuld aufzubürden.

Besonders war es die »Gemeinschaft des Bodens«, die eine nutzbringende Landwirtschaft nicht aufkommen ließ. Zu jedem Dorfe gehörte ein großes Feld, von dem jeder Bauer mehrere große Stücke von jedem Grade der Güte besaß. Da aber die Kultur des Feldes gemeinschaftlich betrieben wurde, war diese schlecht, da sich der Einzelne gebunden und von der Majorität abhängig sah. — Erst die Befreiung von dieser Majorität brachte die Landwirtschaft zu neuer Blüte, die dann ihren Höhepunkt in den Jahren des Weltkrieges erreichte, in denen sich Dänemark als neutraler Staat naturgemäß wirtschaftlich erholte und sich eines niegekannten Wohlstandes erfreuen konnte.



AM HIMMELBERG

Für das ausgesogene, aus tausend Wunden noch jetzt blutende Deutschland, ist diese Blüte der Landwirtschaft seines nordischen Nachbarstaates von großer Wichtigkeit. Wie bereits erwähnt wurde, bedürfen seine landwirtschaftlichen Betriebe dringend einer Ergänzung an Vieh, da unter den Beständen an Schlacht- und Zuchtvieh die Kriegswirtschaft unheilvoll genug aufgeräumt hat. —

Hier kommt nun Dänemark in erster Linie in Frage. Vor allem die ausgezeichneten dänischen Pferde, die von jeher einen sehr wichtigen Ausfuhrartikel bildeten und deren Zucht regierungsseitig unterstützt wird, begrüßt die deutsche Landwirtschaft als willkommene Kaufobjekte, sodann Rindvieh, Schafe und Schweine, wovon sie am meisten entblößt ist. Da auch der Ackerbau im nordischen Königreich heute mit den am besten angebauten Teilen des Auslandes, einzelne Gegenden Englands und Hollands vielleicht ausgenommen, wetteifern kann, — man schlägt den Ertrag der Ernte durchschnittlich auf das Neunfache der Aussaat an, ja in einigen Gegenden von Fünen erntet man sogar das Zwölf- und Vierzehnfache der Aussaat — so steht für die dänische Landwirtschaft bei der für die Größenverhältnisse des Landes überreichlich zu nennenden Produktion die Frage des Absatzes dauernd an erster Stelle des Interesses. — Leider kommt diese Ausfuhr für Deutschland zurzeit nur im geringen Maße in Frage, da es bei dem schlechten Stande seiner Valuta nicht kaufkräftig genug ist, und der hungernde deutsche Arbeiter lieber politisiert, statt mutvoll wieder zu Hammer und Meißel zu greifen, wodurch er am schnellsten zu einer Sättigung des deutschen Bedarfs beitragen würde. —

Die Verhältnisse auf dem Ausfuhrmarkte zwingen Dänemark seine landwirtschaftlichen Erzeugnisse nach Amerika auszuführen. Der mit Lebensmitteln überladene amerikanische Markt wird aber noch mit großen Mengen dänischer Lebensmittel überschwemmt, während die Dänemark am nächsten gelegenen Länder zurzeit trotz starken Bedarfs noch auf Einfuhr verzichten müssen, weil sie den geforderten Preis nicht zu zahlen vermögen. Die hohen Transportkosten verschlingen dabei den an der Ausfuhr nach Amerika erzielten Gewinn noch zum größten Teil. So sieht Dänemark, trotz aller dort gerade gegen Deutschland noch herrschenden politischen Verstimmungen, mit hoffenden Blicken hinüber nach jenem Land, das man

ganz richtig das Hinterland des dänischen Inselreiches nennt, und erwartet von ihm als Gegengabe die Erzeugnisse seiner noch immer leistungsfähigen Industrie.

Deutschland hat zwar in letzter Zeit bereits eine größere Anzahl lebender Schweine von Dänemark erwerben können, neben beträchtlichen Mengen an Butter, Rindfleisch und Eiern, im großen und ganzen aber ist augenblicklich die Einfuhrmöglichkeit gering, da immer wieder die Valutafrage in den Vordergrund tritt und den deutschen Käufern allzugroße Lasten aufbürdet.

Der dänische Erzeuger leidet demnach unter der gegenwärtigen Verarmung in gleicher Weise wie der dänische Exporthändler, der zu Spekulationszwecken hunderttausend nötige und unnötige Dinge in Dänemark einführte, um die mitteleuropäischen Länder im gegebenen Augenblick damit zu überschwemmen.

Da auch die dänische Fischerei auf dem heimischen Markte nur unbefriedigende Preise für ihre Fänge erzielt, ist die Sehnsucht nach einer Wiederbelebung der Ausfuhr nach Deutschland sehr groß. Man sähe an Stelle der Valutagewinne, die sich bei der Einfuhr aus den wirtschaftlich schwachen Staaten ergeben, weit lieber eine Festigung der Lage, wodurch einerseits dem »dumping« in Dänemark gesteuert werden würde, und andererseits geregelte Verdienstmöglichkeiten — vor allem für den landwirtschaftlichen Erzeuger — eintreten würden, da gerade dieser unter der in Dänemark herrschenden Überproduktion am meisten zu leiden hat. Man ist neuerdings mit der Forderung an die Regierung herangetreten, mit allen Kräften dahin zu wirken, daß eine zufriedenstellende wirtschaftliche Verkehrsmöglichkeit mit Deutschland in kurzer Zeit wieder hergestellt wird. Jedoch verlangt man vom deutschen Volke, daß es selbst wirkt und Werte schafft, die die beste Gewähr für eine wirtschaftliche Gesundung Deutschlands und seiner befreundeten Randstaaten sein würde.

Wilhelm Heydenreich / „Allgemeine Pflicht=arbeit" auf Island

Von den großen und kleinen politischen Fragen, die das tägliche Brot der Isländer sind, wurden die Gedanken kürzlich etwas abgelenkt durch einen Stoff, der die Allgemeinheit stark in Anspruch nahm und in allen isländischen Zeitungen Niederschlag und Widerhall fand.

Es handelte sich darum, ob die sogenannte Þegnskylduvinna, d. h. »allgemeine Pflichtarbeit« gesetzlich eingeführt werden sollte oder nicht. Zum Verständnis der Sache ist es am besten, ihre Entwicklung kurz vorzuführen.

Dem Althing des Jahres 1903 legte der auf Island allgemein bekannte Landwirtschaftler Hermann Jónasson* eine Anregung (tillag, nicht etwa Gesetzesantrag) vor, folgender Art:

Das Althing beschließt, die Landesregierung zu veranlassen, dem nächsten Althing einen Gesetzesantrag über die »allgemeine Pflichtarbeit auf Island« vorzulegen, nach folgenden Grundsätzen:

1. Alle arbeitsfähigen jungen Männer, die sich auf Island befinden und das Heimatrecht dort besitzen, sollen während der Zeit ihres Alters von 18 bis 22 Jahren allgemeine Pflichtarbeit leisten in dem Sommer, in dem sie wollen; dazu haben sie sich zum 1. Februar des betreffenden Jahres anzumelden. Wer dieser Pflicht bis zum 22. Lebensjahre nicht nachgekommen ist, hat bis zum Ablauf des 25. Lebensjahre die Pflicht, einer Einberufung zur Pflichtarbeit zu folgen; er kann jedoch, wenn dringende Gründe ihn hindern, einen Ersatzmann stellen.

2. Die Pflichtarbeit besteht darin, daß jeder junge Mann insgesamt sieben Wochen, nach seinem Wunsch in einem Sommer oder auf zwei Sommer verteilt, zu arbeiten hat; diese Arbeit ist unbezahlt; für jeden Arbeitstag werden 0,75 Kronen für den Lebensunterhalt gegeben.

3. Die »Pflichtarbeit« wird mit Acker-, Wald- und Wegbau in dem Amte geleistet, in dem jeder seinen Aufenthalt hat zu der Zeit, wo er in die Liste des Jahres eingetragen wird.

---

* Da sich auch die deutsche Regierung mit dem Plan einer allgemeinen Arbeitsdienstpflicht in Deutschland beschäftigt, dürften die Vorschläge des Isländers Hermann Jónasson zu diesem Problem wertvolle Anregungen geben. D. H.

4. Die Männer, die die Arbeit beaufsichtigen, müssen sie ordentlich verstehen und nach bestimmten Grundsätzen leiten, ähnlich wie bei den militärischen Übungen in Dänemark.

Das ist der erste Entwurf einer Sache, die von da an mit wechselnder Stärke die Gemüter bewegt hat. Damals wurde dieser Vorschlag nur im Unterhaus und am letzten Sitzungstag besprochen, von den 24 Abgeordneten gaben 14 ihre Stimme ab, 13 dafür, 1 dagegen. Vor das Althing kam die Anregung erst wieder 1915 und diesmal wurde beschlossen, es solle zugleich mit den nächsten Wahlen (Herbst 1916) eine allgemeine Abstimmung verbunden werden, ob die »Pflichtarbeit« in irgendeiner Form gesetzlich eingeführt werden soll oder nicht.

Damit war die Sache und der Streit darum wieder zu neuem Leben erwacht. Das Thema wurde in Vorträgen und Zeitungen nach allen Richtungen erörtert, keineswegs immer mit ganz klarer Einsicht in die Absichten und häufig leider auch nicht mit der wünschenswerten Sachlichkeit.

Überaus eifrig hat sich wieder der Vater des Antrags betätigt, der natürlich in Einzelheiten seine Vorschläge geändert hat (wie wir aus dem folgenden entnehmen können), in den Grundlagen aber dem ersten Vorschlag treu geblieben ist; in zahlreichen Vorträgen in den Vereinen der jungen Männer, in der Vereinigung der isländischen Studenten in Kopenhagen, im Studentenverein in Reykjavík. Seine beiden wichtigsten Vorträge sind abgedruckt in Andvari 1908 (Þegnskylduvinna, auch als Sonderausgabe, R. 1909) und zuletzt Skírnir 1916 (2. Heft).

An der Hand dieser Vorträge sollen die Anschauungen Jónassons im folgenden dargelegt werden unter Berücksichtigung der in Zeitungen gegebenen Anregungen und Einwände.

Der Zweck der von allen gesunden jungen Leuten ausnahmslos (die Stellvertretung ist längst gestrichen) zu leistenden Arbeit ist ein doppelter, er fördert sowohl die Arbeitenden wie das Vaterland.

Bei der »Rückständigkeit Islands auf landwirtschaftlichem Gebiet und der durch die Entwicklung der letzten Jahrzehnte, insbesondere infolge der Freizügigkeit eingetretenen Zuchtlosigkeit der Jugend« hält Jónasson es für wünschenswert, daß mit dieser Pflichtarbeit eine Schule für das Volk geschaffen werde, in der die jungen Leute

lernen sollen, was ihnen fehlt: Gehorsam, Ordnungsliebe, Pünktlichkeit, Reinlichkeit, kameradschaftliches Wesen einerseits und überlegtes Arbeiten mit brauchbaren Werkzeugen und richtigem Vorgehen in allen Bewegungen bei der Arbeit andererseits. Es handelt sich also um Volksbildung nach der moralischen wie nach der praktischen Seite.

Mit diesem idealen Zweck der Volksbildung soll aber gleichzeitig ein unmittelbarer Nutzen für das Vaterland verbunden sein. Denn diese Übungs- und Pflichtarbeit soll auf solche Arbeiten verwendet werden, die besonders dringlich sind und dem Fortschritt dienen: Bau von Wegen und Landungsplätzen, Urbarmachung von Land, Anbau von Nährpflanzen (vielleicht bald Eisenbahnbau) und dergleichen.

Von diesen beiden Zielen aber ist das erstere das wichtigere. Jónasson sagt selbst: »Es ist meine innerste Überzeugung, daß die »Pflichtarbeit« nur dann zum Segen wird, wenn es ihr erstes und höchstes Ziel ist, den Teilnehmern eine möglichst große theoretische und praktische Ausbildung zu geben, und wenn sie nicht nur darauf ausgeht, die Kosten möglichst gering und den Ertrag äußerlich möglichst groß werden zu lassen. Natürlich muß man sparsam und vorsichtig zu Werk gehen, aber so, daß die Pflichtarbeit den weitaus größten Teil ihres Nutzens in der Zukunft bringt. — Von ebenso großer Bedeutung ist, daß der Eifer allenthalben rege wird, einige Wochen des Lebens der Arbeit nur für das Vaterland zu weihen, und dazu zugleich sich selbst zu weiterer Arbeit brauchbarer und geschickter zu machen für die Heimat, für sich und die Seinen, mit richtigerer Arbeitsart und Arbeitsordnung und passenderen Handwerkszeugen, als es bis jetzt und leider noch heute der Fall ist. Dieses Streben muß so ernst und allgemein werden, daß es ein Heilstein* werden kann, die Wunden zu heilen, die die Härte und Grausamkeit der Natur und die Kurzsichtigkeit unserer Vorväter unserem vernachlässigten, gequälten und geschädigten Lande zugefügt haben. — Wenn es aber zur Arbeit selbst kommt, ist es eben so wichtig, was gearbeitet wird und wo man jedesmal arbeiten soll, und was für Leute die Aufsicht in Händen haben. Da darf keine

* Wie ihn berühmte Schwerter alter Helden in ihrem Knaufe halten, mit dem allein die von dem Schwerte geschlagenen Wunden geheilt werden konnten.

Distriktspolitik getrieben werden. Eigenbrödelei und Selbstsucht einzelner Personen oder Gebiete, Machtpolitik und Parteilichkeit darf nicht über die Tüchtigkeit siegen. — — Was gearbeitet wird, und wo, hat sich nach dem Nutzen zu richten, den die Teilnehmer von der Arbeit haben können, und demnächst, wo die Arbeit den raschesten und größten Wert für das Volksganze hat. Jedoch muß tunlichst Sorge getragen werden, daß die Arbeit auf die einzelnen Kreise gleichmäßig verteilt wird.«

Jeder gesunde Isländer, der mindestens 17 und höchstens 25 Jahre (so jetzt!) alt ist, ohne jede Ausnahme, ist zu einer einmaligen, zwölfwöchentlichen (so jetzt!) Pflichtarbeit verpflichtet. Das Jahr, in dem er der Pflicht genügen will, kann er sich innerhalb dieser Grenzen selbst wählen; nur wenn er sich bis zum 22. Jahr nicht selbst gemeldet hat, wird er in einem der folgenden Jahre, aber vor dem 25. Lebensjahr, eingezogen. Alle verrichten die gleichen Arbeiten, so z. B. auch die Seeleute, Fischer und dergleichen, denen diese Übung unter Umständen später sehr nützen kann; allerdings bleibt die Möglichkeit offen, daß diese vielleicht später einmal auf einer Art Schulschiff ihrer Dienstpflicht genügen können. Daß die jungen Leute die Arbeiten, die sie verrichten, nicht selbst bestimmen können, ist selbstverständlich, brauchte auch nicht erwähnt zu werden, wenn man nicht darin eine besondere Verschärfung der »Sklaverei« gefunden hätte.

Die Arbeit selbst findet alljährlich in zwei Abteilungen statt, die selbst wieder auf je drei Arbeitsstellen verteilt sind. Eine noch weitere Zerlegung in kleinere Abteilungen, wie sie in bester Absicht vorgeschlagen wurde, wäre undurchführbar, weil dadurch mehr Lehrer für theoretische und praktische Unterweisung und mehr Material für den Unterricht nötig würde, wodurch der Staatskasse höhere Kosten auferlegt würden, während andererseits dabei die Gleichmäßigkeit der Anleitung und die Pflege der kameradschaftlichen Arbeit leiden müßte.

Die Einzelnen beteiligen sich an denjenigen für das Jahr vorausbestimmten Arbeitsstätten, die ihrem Aufenthaltsort bei ihrer Meldung am nächsten liegen. So halten sich die notwendigen Reisen in vernünftigen Grenzen und verursachen dem Staate geringe Kosten, die jungen Leute aber kommen doch einigermaßen von der Scholle weg.

Die beiden Kurse, die jährlich gehalten werden, dauern der eine etwa vom 1. Mai bis 24. Juli, der andere vom 29. Juli bis 20. Oktober. Im Nordviertel mag allerdings die spätere Jahreszeit für die Arbeit ungünstig sein; es würde sich vielleicht empfehlen, in diesem Gebiet nur einen Jahreskurs zu halten. Sonst aber ist die Zweiteilung vorzuziehen, weil dadurch eine geringere Anzahl von Lehrern und Arbeitsmitteln nötig wird und die Verpflegung sich dadurch erleichtert.

Die auf je drei Arbeitsstellen verteilten Kurse arbeiten also an sechs Stellen im Jahre, die auf die vier Landesviertel so zu verteilen sind, daß je ein Landesviertel höchstens ein Jahr lang nicht berücksichtigt ist, und kein Kreis (sýsla) länger als sechs Jahre ohne die Arbeit bleibt. Auf diese Weise wird der Nutzen der Arbeit über das ganze Land gleichmäßig verteilt.

Die Zahl der Beteiligten muß in jeder Abteilung und in jedem Jahre ungefähr die gleiche sein. Jónasson berechnet auf eine Abteilung ungefähr 375 Teilnehmer. Durch solche Gleichmäßigkeit allein ist es denkbar, einen durchführbaren Arbeits- und Kostenplan aufzustellen. Im übrigen aber soll jedem die Wahl des Jahres innerhalb der angegebenen Grenzen und des früheren oder späteren Kurses freigestellt bleiben. Den Studenten, die ihre Ferienzeit in den Sommermonaten haben, soll ermöglicht werden, die zweite Hälfte des ersten und die erste Hälfte des zweiten Kurses mitzumachen.

Bei der Arbeit selbst ist der Tag in 3 × 8 Stunden zerlegt. 8 Stunden sind der Arbeit gewidmet, bei der auf gründliche Anleitung, den Gebrauch passender Werkzeuge, sorgfältige Ausführung der Arbeit und richtige Ausnützung der Kräfte das Hauptaugenmerk gelegt wird. — 2 Stunden dienen körperlichen Übungen; Schwimmen müssen alle lernen; für geeignete Gelegenheit dazu ist überall zu sorgen (ob das durchführbar ist?); eine Stunde wird vorgelesen über die Arbeit betreffende Stoffe (Erklärung der Werkzeuge, Lehre vom Ackerbau und dergleichen, auch über Benehmen und Reinlichkeit) und das Vorgelesene besprochen; 4 Stunden sind Essens- und Freizeit. — 8 Stunden Schlaf.

Über die Disziplin bei der Arbeit zu sprechen hält Jónasson eigens für nötig. Die Behandlung soll human sein, als äußerste Strafe denkt er an eine Verlängerung der Arbeitszeit. Diese Bemerkungen dienen

natürlich dazu, die Angst vor dem ††† Militarismus zu bannen, mit dem die Sache von anderer Seite ausgiebig verglichen wurde, natürlich in der Absicht, um sie den Leuten zu verekeln.

Die Kosten der Einrichtung zu berechnen, ist natürlich mit Schwierigkeiten verbunden; darum will Jónasson seine Aufstellungen nur als allgemeine Grundlagen angesehen wissen.

Er legte zugrunde für jede Abteilung (also zweimal im Jahr) 168 Tage (= 12 Wochen). 375 Teilnehmer, 9 Leiter, 21 Arbeiter (für Zubereitung der Nahrung und andere dienstliche Verrichtungen) und setzte an:

375 Teilnehmer, Beköstigung täglich 1 Kr. (jetzt!) 168 Tage	Kr.	68040
9 Werkleiter, 168 Tage, je 6 Kr.	Kr.	8910
21 Arbeiter, 168 Tage, je 3 Kr.	Kr.	10248
Materialkosten etwa	Kr.	20802
	Kr.	108000

(Daß die Beköstigung der Werkleiter und Arbeiter nicht angesetzt ist, fällt auf.)

Demgegenüber wird der Nutzen für den Staat gestellt. Die geleisteten Arbeiten müßten auch sonst ausgeführt und dann bezahlt werden. Zur Gegenrechnung werden nur 144 Tage angesetzt, ein Arbeitslohn von 2 Kr. für 8stündige Arbeitszeit zugrunde gelegt; das ergibt bei einer Arbeiterzahl von 375 die Summe von 108000 Kr. (wobei die Aufseher bei der Arbeit nicht berücksichtigt sind). Daraus würde sich ergeben, daß dem Staat unter den angegebenen Voraussetzungen aus dieser Ertüchtigung seiner Bürger keine Kosten erwachsen. Allerdings wird die noch zu besprechende Schule für die Leiter ziemliche Kosten verursachen, wovon Jónasson an dieser Stelle nicht spricht.

Eine auffallende Rechnung anderer Art wurde dem entgegengehalten. Da wird der Einnahmeverlust von 800 Leuten im Jahre bei 100 Tagen auf 240000 Kr. angesetzt und die durch die Einberufung der Arbeiter anderweitig nicht geleistete Arbeit auf über 2000000 Kr. veranschlagt — und diese Summe als Kosten für den Staat eingesetzt. Lassen wir die Unmöglichkeit dieser Zahlen ganz außer Betracht, jedenfalls hat diese Berechnung mit den Kosten, die der Staat unmittelbar hat, gar nichts zu tun.

Daran wird dann von derselben Seite noch der Vorschlag gemacht, zu Arbeiten, für die sich keine Arbeiter finden, solche von auswärts kommen zu lassen. Dazu ist zu bemerken, daß diese einen nicht unbedeutenden Teil des vorhandenen Bargeldes aus dem armen Lande ziehen würden, zudem wohl schwerlich Arbeiter nach dem hohen Norden zu bekommen sind, wenn die Löhne nicht dazu locken.

An Leitern für die Arbeiten fehlt es nach Jónasson am meisten. Solche zu gewinnen ist die erste Aufgabe. Dazu wird vorgeschlagen, junge Leute im Auslande (d. h. wohl zunächst in den skandinavischen Staaten, vor allem Dänemark) ausbilden zu lassen, und wenn nötig, anfänglich Leute ebendaher als Lehrer und Leiter kommen zu lassen. Gleichzeitig aber soll eine Lehranstalt zur Heranbildung geeigneter Lehrer auf Island eingerichtet werden; in dieser sollen die tüchtigsten von den jungen Leuten, die ihrer Pflichtarbeit nachgekommen sind, ausgebildet werden, wodurch in der Zukunft Lehrer in genügender Zahl und außerdem überhaupt gründlich gebildete Landwirte vorhanden sein würden. Mit dieser Schule soll ein Mustergarten verbunden werden, in dem alle zu Schmuck und Nutzen geeigneten Pflanzen, die auf Island gedeihen, zu finden sind. Die Schule selbst soll zwar auf dem Lande, aber in der Nähe eines guten Hafens und leicht zugänglich sein. (Weil vielerlei in der Einrichtung dieser Schule mit der zu gründenden Hausmutterschule gemeinsam sein könnte, will Jónasson sie mit dieser in engste Verbindung bringen, ein Plan, der uns kaum praktisch erscheinen dürfte, trotz der Geldersparnis.)

Die moderne Psychologie beschäftigt sich u. a. mit der Untersuchung der Erfordernisse der alltäglichen Arbeit, sie prüft die Fähigkeiten und Anlagen der Einzelnen und erzielt Ergebnisse dieser Forschungen, die für die Wahl und die Ausübung eines Berufs ausschlaggebend sein können. Diese Bestrebungen, die einerseits auf den Nachweis des möglichst rationellen Betriebs der Arbeit und andererseits auf das Finden der geeignetsten Arbeiter abzielen, sind in Deutschland keineswegs fremd geblieben, sie haben aber den festesten Boden in den Vereinigten Staaten gefunden. Durch Beobachtungen und Messungen bei den verschiedenen Arbeiten ist festgestellt, daß bei entsprechender Ausführung die Arbeit viel weniger

ermüdet, also mit gleichem Aufwand an Kraft viel mehr geleistet werden kann und daß dadurch die Arbeits- und Lebensfreudigkeit der Einzelnen sich hebt. Über diese amerikanischen Bestrebungen und die zu solchen Zwecken getroffenen Einrichtungen hat Dr. Gudmundur Finnbogason die Isländer in ein paar Vorträgen unterrichtet und diese in seinem Büchlein Vit og strit (Wissenschaft und Arbeit) abdrucken lassen. Derselbe beantragte auch die Errichtung eines Lehrstuhls für diese Wissenschaft an der Universität Reykjavik; er hofft, daß diese neue Wissenschaft der bevorstehenden Pflichtarbeit zunutze kommen soll. Die Vorlage über die Professur wurde zwar im letzten Althing abgelehnt, dafür aber beschlossen, Dr. Gudmundur Finnbogason 3000 Kr. zu bewilligen, damit er sich in diesen Fragen noch weiter unterrichten könne. So ist zwar für Island der Zeitpunkt noch nicht gekommen, diesen Teil der psychologischen Forschung in die Praxis umzusetzen, aber man kann annehmen, daß späterhin die Anleitung in der »Pflichtarbeit« auf die Ergebnisse der praktischen Psychologie aufgebaut werden wird.

Von verschiedenen Seiten ist der Plan der »Pflichtarbeit« abgelehnt worden mit dem Hinweis, daß es sich hier um moderne Sklaverei handle, die nur durch ihre zeitliche Begrenzung sich davon unterscheide. Es blieb Jónasson wirklich nichts anderes übrig, als solcher Verkennung der Tatsachen gegenüber darauf hinzuweisen, daß die Pflichten, die der Staat seinen Bürgern auferlegt, keine Schmälerung ihrer persönlichen Würde bedeuten. Das muß man also den Isländern erst sagen. Wenn man die anderen Pflichten, die Staat und Gemeinde verlangen, vergleicht, kann die Pflichtarbeit, die das Volk der Isländer sich selbst auferlegen soll, mögen diese auch noch so sehr von »königlichen Ahnen stammen«, nicht als ein Übergriff der Staatsgewalt betrachtet werden.

Auch der Einwand, es solle lieber freiwillige Arbeit vorgeschlagen werden statt gesetzlich gebotener, mußte allen Ernstes widerlegt werden; es gibt für uns nichts Selbstverständlicheres, als daß eine solche Neuerung, wenn etwas dabei herauskommen soll, gesetzlich festgelegt und geregelt werden muß. Aber weil man solche Selbstverständlichkeiten dort erst noch begründen muß, scheint eine Einrichtung wie die geplante erst recht wünschenswert.

Ganz mit Recht ist daher dem Volke jetzt die Frage vorgelegt, ob es eine gesetzliche Einführung der Pflichtarbeit haben will. So weit kann auch das Volk in seiner Gesamtheit nur entscheiden: »gesetzlich« und »in irgendeiner Form«. Die Anfrage ans Volk kann sich nur auf die grundsätzliche Seite der Sache beziehen, das Weitere ist Sache der Regierung und des Althings. Wie man die Behauptung aufstellen kann, es werde dem Volke zugemutet, Lasten zuzustimmen, deren Tragweite es nicht ermessen könne, ist schlechterdings unverständlich.

In mahnendem und warnendem Prophetenton wird von verschiedenen Seiten darauf hingewiesen, daß die jungen Leute damit einen Sommer ihres Lebens verlieren, und ihnen die Einnahme entzogen würde, die sie etwa im Winter zum Besuch einer Fachschule oder zum Erlernen eines Handwerks notwendig brauchten; man spricht von der Härte, daß der einzige Sohn, der die Stütze seiner alten Eltern ist, diesen entzogen werde, daß viele nötige Arbeit zu Hause ungetan bleibe, ja vieles überhaupt ganz unterbleiben müsse (und berechnet diesen Schaden auf hoch über 2 Millionen Kronen)*. Zunächst antwortet Jónasson mit der einfachen Feststellung, daß die Zahl der jungen Leute, die jeweilig zur Arbeit eingezogen sind, verschwindend klein ist im Verhältnis zu der sonst im Distrikt vorhandenen Arbeitskraft (also kann der Arbeitermangel doch nicht so riesig sein wie ein Gegner sagt) und die Einnahme der jungen Leute ist in den meisten Fällen so gering (keineswegs keine bare 3 Kr. für Tag und Mann, wie angesetzt wird!), daß der Nutzen, den sie von der Erfüllung dieser Pflicht für die Zukunft hätten, den Ausfall, wo ein solcher ernstlich vorliegt, bei weitem ausgleicht.

Ob die Hoffnungen auf sittlichen und wirtschaftlichen Aufschwung, die Jónasson an die Pflichtarbeit knüpft, berechtigt sind, ob vor allem der doppelte Zweck, Nutzen für den Einzelnen und für den Staat, sich zugleich erreichen läßt, ob die Kostenrechnung nicht zu optimistisch ist, ob es sich empfiehlt, bei landwirtschaftlichen Arbeiten die eine Abteilung praktisch im Säen, die andere im Ernten anzuleiten und dergleichen mehr, darüber steht mir kein Urteil zu.

---

* Wenn diese Zahl richtig wäre, bemerkt Jónasson, dann wäre Island das glücklichste Land unter der Sonne.

Mit Hohn aber darf die Sache nicht abgetan werden. Trotzdem hat man auch diese billige Art der Abfertigung sich zuschulden kommen lassen, indem z. B. ein Spottvers weit verbreitet wurde:

O hve margur yrđi sæll
og elska myndi andiđ heitt,
mætti hann vera mánuđ þræll
og moka skít fyrir ekki neitt

(Ei wie glücklich würde sich mancher fühlen und sein Vaterland heiß lieben, dürfte er einen Monat lang Sklave sein und umsonst Dreck schaufeln) Oder:

Stjórnsemi og stundvísi,
stökkva í margan glópinn,
þegar hún kemur þrammandi
þegnskylda — međ sópinn.

(Fügsamkeit und Pünktlichkeit kommen eilends in manchen Narren, wenn sie herangekrochen kommt, die Pflichtarbeit — mit dem Besen.)

Sehen wir aber von all den Fragen für und wider ab, so drängt sich bei der Beschäftigung mit diesem Stoffe ein sympathisches Empfinden für den Antragsteller auf. Seit 14 Jahren hat der jetzt 58jährige Mann diesen Gedanken mit einem Eifer und einer Eindringlichkeit verfochten, wie sie nur wahre Begeisterung und innerste Überzeugung geben können. Für diese Seite des Antrags, seine Herkunft aus dem idealen Streben eines ehrlichen Vaterlandsfreundes scheinen mir die Gegner, deren Anschauungen mir bekannt geworden sind, nur wenig Empfinden zu haben. Es ist ein heiliges Feuer des Glaubens an die Segnungen, die die Durchführung seines Planes dem Vaterland bringen wird, in dem Manne. Er ist — und ich glaube mit vollem Rechte trotz auch hiergegen gemachter Einwände — überzeugt, daß die Erfüllung einer Pflicht gegen das Vaterland auch die Vaterlandsliebe der jungen Leute, die sonst noch keine Pflichten gegen die Gesamtheit haben, festigt und steigert, und erwartet davon einen inneren Aufschwung des isländischen Volkes, das die augenblicklichen Zeichen des Niedergangs, die er an der jetzigen Jugend wahrnimmt, überwinden kann. Dabei ist es wohl verständlich, wenn sich Jónasson freut, die Jugend (in den Jünglingsvereinen) auf seiner Seite zu haben (wogegen der Einwand nicht be-

rechtigt ist, man frage die Kinder nicht, ob sie in die Schule gehen wollen). Von seiner Seite ist es sehr wohl verständlich, wenn er in der Durchführung seines Planes der »Pflichtarbeit« nicht ein Mittel zum Fortschritt sieht, sondern das Mittel, und der Überzeugung Ausdruck gibt: »Wenn das isländische Volk nicht die Probe besteht, diese Pflicht auf sich zu nehmen, dann fehlen ihm die Bedingungen, um als selbständiges Volk leben zu können.«*

* Bis heute ist eine gesetzliche Ordnung der isländischen Pläne zum Pflichtjahre noch nicht erfolgt.

Johannes Öhquist / Das Jägerbataillon 27

Am 15. Februar 1899, dem Tag des Erscheinens des berüchtigten Februarmanifestes, begann der offene Rechtskampf, den Finnland dann beinahe 20 Jahre lang um seine Freiheit und seine Verfassung gegen die Willkür der russischen Zarenherrschaft führte. Es war tatsächlich ein Rechtskampf, denn er wurde ohne Waffen geführt. An einen bewaffneten Kampf gegen das russische Riesenreich konnte das winzige Finnland selbstverständlich nicht denken. So entschloß man sich zu dem passiven Widerstande, der auf dem Grundsatz fußte, daß man das aktive Unrecht, die Gesetzlosigkeit und den Verfassungsbruch der russischen Machthaber nicht durch einen aktiven Terror bekämpfen wollte, sondern dadurch, daß man unbeirrt am Gesetz festhielt und sich den verfassungswidrigen Befehlen und Maßregeln der russischen Regierung nicht unterwarf. Dies war gewiß ein nicht weniger heroischer Kampf als der mit bewaffneter Hand, umso heroischer, als er in wenig gerechter Weise hauptsächlich eine Klasse der Bevölkerung, nämlich die Beamten traf.

Wie dieser Verfassungskampf geführt wurde und welche Opfer er erforderte, gehört nicht hierher. Wohl gab es schon während der Zeit des Verfassungskampfes eine Gruppe von Finnländern, denen diese Form des Kampfes nicht genügte. Sie waren zu der Überzeugung gekommen, daß der nur passive Widerstand auf die Dauer den Untergang Finnlands besiegeln müsse und daß die Finnländer deshalb eine aktive Form des Kampfes wählen müßten, die sich darauf richtete, einen möglichst baldigen Sturz des Zarentums in Rußland herbeizuführen. Auch diese Auffassung stützte sich auf die nicht ganz zutreffende Annahme, daß der einzige Feind der Freiheit und der Selbständigkeit Finnlands in der Person des russischen Zaren oder in der Institution des Zarentums zu suchen sei. Daß ein demokratisches und republikanisches Rußland ebenfalls imperialistischen Tendenzen huldigen könnte, die es zum natürlichen Feinde Finnlands machten, diese Möglichkeit zog man damals überhaupt nicht in Betracht. Die Partei des aktiven Widerstandes stand ohne Zweifel in Verbindung mit dem russischen revolutionären Terror, aber ihr Anhang in Finnland war äußerst gering. Während

der kurzen Periode der wiederhergestellten Autonomie Finnlands im Jahre 1906 und 1907 verlor sie schließlich ihre letzte Bedeutung, da das von der Mehrzahl des finnischen Volkes erstrebte Ziel erreicht schien.

Mit dem Erstarken der Reaktion in Rußland begann auch von neuem die Unterdrückung Finnlands, und nun zeigten sich die Folgen des lähmenden Einflusses einer nur auf passive Resistenz gerichteten Politik. In immer weitere Kreise drang das Gefühl der hilflosen Ohnmacht gegenüber der brutalen Gewalt, mit der Petersburg eine Stütze der finnischen Autonomie nach der anderen umwarf. Als der Weltkrieg ausbrach, beherrschte eine dumpfe Resignation das finnische Volk. Jede Hoffnung auf Freiheit schien verloren und aufgegeben. Aber da kam eine Maßregel der russischen Regierung selbst, welche die Verzweifelten aufrüttelte: das berüchtigte Novemberprogramm von 1914, in welchem die russische Regierung im Einzelnen die Richtlinien festlegte, die sie gegenüber Finnland beabsichtigte. Dieses Programm war so unzweideutig auf vollständige Vernichtung angelegt, daß es wie eine Jerichoposaune die Schlafenden weckte. Die wenigen, die noch an dem Gedanken festhielten, daß Finnland nur durch eine aktive Politik Aussicht hatte, sich vor einem sicheren Untergange zu retten, begannen nun wieder Gehör zu finden.

Daß im Weltkriege nicht bloß zwischen den Kämpfenden große Entscheidungen fallen würden, erschien immer wahrscheinlicher. Wäre es nicht ein unverzeihlicher Leichtsinn gewesen, wenn Finnland diese Gelegenheit verpaßte, um einen Ausweg aus seiner verzweifelten Lage zu finden?

Aber wo und auf welchem Wege, durch welche Mittel sollte Finnland diese Rettung suchen? Die Antwort kam aus den Kreisen der akademischen Jugend. Finnland müßte sich militärisch tüchtig machen. Es müßte sich die Möglichkeit verschaffen, die seit zwei Jahrzehnten versäumte militärische Ausbildung nachzuholen. Es müßte versuchen, jungen tüchtigen Männern im Auslande einen militärischen Unterricht angedeihen zu lassen. Kurz, es müßte daran denken, in systematischer Weise ein eigenes Heer heranzubilden. Das war nicht nur ein kühner, sondern auch ein scheinbar utopischer Gedanke, aber was dem grübelnden Verstande unmöglich erscheint,

das erreicht, soweit es überhaupt menschlich möglich ist, die Schwungkraft des jugendlichen Willens. Der Gedanke, einmal in die Seelen der Jugend gepflanzt, begann zu keimen. Hier sei nur in Kürze berichtet, wie er verwirklicht ward.

Wie man den jungen Leuten eine militärische Ausbildung zukommen lassen sollte, war zunächst vollkommen unklar. Man ließ sich militärische Handbücher aus Schweden kommen. Einzelne ehemalige Offiziere der finnischen Armee unternahmen es, im Geheimen die jungen Leute zu unterichten, aber das alles waren Mittel, die ja schwerlich zu einem wirklich wertvollen Ziele führen konnten, am allerwenigsten innerhalb so kurzer Zeit, wie es notwendig war. Man wandte sich nun nach Schweden und erkundigte sich hier, ob eine Möglichkeit für junge Finnländer vorlag, in Schweden eine fachgemäße militärische Ausbildung zu erhalten. Die Antwort war verneinend. Nun wandte man die Blicke nach Deutschland. Deutschland war der Feind Rußlands im Kriege, »offiziell« also auch ein Feind Finnlands. In Wirklichkeit aber stand, man kann sagen, das ganze finnische Volk seit Kriegsbeginn mit seinem Herzen auf der Seite Deutschlands. Natürlich war es äußerst gefährlich, ja einfach undenkbar, diesen Gefühlen öffentlich Ausdruck zu geben. Wie wenig aber die Jugend selbst sich um derartige Gefahren kümmerte, zeigt ein charakteristisches Beispiel aus dem Oktober 1914. In allen studentischen Landsmannschaften war die Freude über die deutschen Siege allgemein. In der nyländischen Landsmannschaft stieg der Jubel eines Abends so hoch, daß die im Korporationshause versammelten zahlreichen Studenten spontan die Wacht am Rhein anstimmten und ohne jede Dämpfung und Vorsicht mehrmals das Lied erklingen ließen, ohne Rücksicht darauf, daß sie bis auf die Straße hinaus gehört werden konnten. Der Gedanke, sich nun mit der Bitte um militärische Ausbildung nach Deutschland zu wenden, fand deshalb einen geradezu stürmischen Anklang in allen Kreisen der akademischen Jugend, sowohl der schwedisch wie finnisch sprechenden.

Ein Beweis dafür, daß dieser Gedanke bei allen denjenigen Finnländern, die für die politische Bedeutung der mit dem Weltkrieg geschaffenen Situation einen offenen Blick besaßen, ganz selbstverständlich war, ist die bemerkenswerte Tatsache, daß zu gleicher



VOXNA-ELV

Zeit, als die akademische Jugend in Finnland erkannte, daß Deutsch-
land der natürliche Bundesgenosse Finnlands war, einzelne im Aus-
land gebliebene Finnländer von demselben Gedanken ergriffen
wurden und bereits ihrerseits, ohne auf einen Anstoß von Finnland
zu warten, begonnen hatten, Maßregeln zu ergreifen, um die Ver-
wirklichung dieses Gedankens in Deutschland vorzubereiten. Es
waren dies einige finnische Politiker, die bereits seit zwei Jahr-
zehnten am politischen Kampf gegen die russische Unterdrückung
teilgenommen hatten und nun außerhalb ihres Vaterlandes mitein-
ander Verbindung suchten, um sich über ein gemeinsames Vorgehen
zu einigen. Schon im September 1914 suchten ein paar von ihnen
das Auswärtige Amt in Berlin auf, um sich über die Lage und
etwaige Aussichten für die Zukunft zu orientieren.

Als deshalb Ende Dezember 1914 eine Abordnung von Helsing-
forser Studenten in Stockholm eintraf, um sich ihrerseits über die
Möglichkeit einer deutschen Hilfe zu orientieren, fand sie bereits
den Boden für diese Pläne vorbereitet. Ende Januar telegraphierte
der in Berlin arbeitende finnische Politiker an das finnische Ko-
mitee nach Stockholm, daß die finnische Frage in einer geheimen
Konferenz von Vertretern des deutschen Marinestabes, des General-
stabs und des Auswärtigen Amtes behandelt und daß der Vorschlag,
eine finnische Ausbildungstruppe aufzustellen, genehmigt worden
war. Ursprünglich bezog sich der Vorschlag auf die Ausbildung
eines finnischen Hilfskorps, das die Deutschen bei einer Landung
in Finnland unterstützen sollte. Dieser Plan wurde jedoch fallen
gelassen, als der Generalstab und der Admiralstab erklärten, daß
eine Landung in Finnland zunächst nicht möglich sei. Dagegen be-
schloß man jedoch, daß 200 junge Finnländer in Deutschland mili-
tärisch ausgebildet werden sollten. Der Zweck dieser Ausbildung
sollte sein »die Sympathie Deutschlands mit Finnland zu beweisen,
sie mit der Kulturhöhe und mit dem militärischen Geist Deutsch-
lands bekannt zu machen, endlich aber, um sie im Falle eines aktiven
Vorgehens in Finnland oder eines finnischen Aufstandes zur Erfül-
lung militärischer Aufgaben zu befähigen«. Als Ausbildungsort
wurde das Lockstedter Lager bei Altona bestimmt. Leiter des Kursus
sollte ein Stabsoffizier, Lehrer ein Infanterie- und ein Pionier-
hauptmann sein. Ein zeitweiliger Unterricht in wichtigen Punkten

sollte von einem Offizier im Generalstab und einem am Admiralstab evtl. auch anderen Lehrkräften erteilt werden. Das Ziel des Unterrichtes sollte sein: »Aneignung militärischen Geistes, Infanterieaufklärung und Sicherung, Erdarbeiten, Zerstörung von Eisenbahnen und Kunstbauten aller Art sowie von Hafeneinrichtungen und Schiffen. Parteigängerkrieg. Exerzierausbildung im geringsten Grade.« Der Kursus sollte einstweilen vier Wochen, evtl. länger dauern. »Die Finnländer verpflichten sich,« wie es im Protokoll heißt, »ihren Lehrern Achtung und Gehorsam entgegen zu bringen, obwohl jene keine Strafgewalt außer einfachen Rügen besitzen. Bei Verfehlungen unterstehen die Finnländer den ordentlichen Gerichten, wie jeder andere ausländische Zivilist. Sie sind also nicht Angehörige der deutschen Armee. Ungehöriges Benehmen einzelner Mitglieder würde Ausschließung aus dem Kursus und gegebenenfalls schärfere Maßnahmen zur Folge haben können.« Die Bekleidung der jungen Leute sollte nicht eine militärische Uniform, sondern die der Pfadfinder sein. Am 2. Februar erfuhr man in Helsingfors durch einen übereingekommenen Telegrammtext von diesem Beschluß. Am folgenden Tag begab sich die erste Schar künftiger Jäger aus Finnland nach Deutschland.

Zunächst war es nicht schwierig, Finnland zu verlassen, wenn es auch selbstverständlich mit Umständen und Formalitäten verknüpft war, die erforderlichen Pässe zu erhalten. Aber diese wurden meist ohne Widerrede bewilligt. Als Anlaß zur Reise galten in der Regel unaufschiebbare wissenschaftliche Studien in Schweden. Für die Weiterbeförderung der jungen Leute war in gemeinsamer Arbeit zwischen Finnländern und deutschen Amtsstellen eine Etappenlinie von Haparanda über Stockholm, Malmö, Trelleborg, Saßnitz nach Berlin errichtet. Die jungen Leute erhielten, wenn sie sich auf die Reise begaben, 60 Fmk. und 40 schwedische Kronen und mußten damit bis nach Stockholm gelangen. Hier wurden sie von dem eigens zu diesem Zweck errichteten Büro mit weiterem Reisegeld und genauen Instruktionen versehen und weiter nach Berlin gesandt, wo wiederum das in der Landgrafenstraße Nr. 20 arbeitende finnische Büro für ihre Weiterbeförderung nach Lockstedt Sorge trug.

Allmählich wurde es jedoch immer schwieriger, aus Finnland hin-

aus zu kommen. Ein Unternehmen, das sich auf eine Organisation stützte, welche gezwungenermaßen sich über das ganze Land verzweigte, konnte trotz aller Vorsicht und Strenge auf die Dauer nicht vollkommen geheim gehalten werden. Die ersten 150 Mann gehörten, wie bereits erwähnt, akademischen Kreisen an, also Familien, die in einem kleinen Lande wie Finnland durch zahlreiche Bande der Verwandtschaft, Freundschaft und Bekanntschaft mit einander verbunden waren. In sehr zahlreichen Fällen blieb es allerdings den nächsten Angehörigen, oft sogar den Eltern der jungen Leute, wenigstens anfangs ein Geheimnis, wohin und zu welchem Zweck sie ihr Vaterland verließen. Aber gerade dieses Geheimnisvolle trug auch dazu bei, Gerüchte in Umlauf zu bringen. Es dauerte auch nicht lange, bis es wenigstens in der einheimischen Bevölkerung ein öffentliches Geheimnis war, daß die männliche Jugend Finnlands hinauszog, um sich für die Befreiung des Vaterlandes vorzubereiten. Die russische Gendarmerie freilich tappte noch lange im Dunkeln. Aber es gelang ihr eines Tages, einen der aus Deutschland in die Heimat zu Werbezwecken zurückgekehrten Akademiker zu verhaften und aus diesem so viel Tatsächliches herauszupressen, daß sie allen weiteren Auslandreisen männlicher Finnländer und damit auch jeglicher Werbearbeit in Finnland zunächst einen Riegel vorschob.

Aber die jungen Leute wußten sich trotzdem zu helfen. Konnte man nicht mit einem Auslandspaß über die Grenze, so ging man heimlich hinüber und im schlimmsten Falle mit Gewalt. Es wurden geheime Etappenlinien errichtet, von denen eine aus Wasa über das Eis des Bottnischen Meerbusens nach dem schwedischen Festlande hinüberführte. Die anderen gingen durch die Urwälder und Einöden des nördlichsten Finnland und Lapplands. In entlegenen Waldbauernhütten fanden sich ortskundige Männer, welche die jungen Freiheitskämpfer, die an vorher bestimmten Plätzen zu kleinen Gruppen sich scharten, über die weglosen Sümpfe, Seen, Flüsse bis zur nächsten Etappenstation geleiteten, wo sie von einem anderen Vertrauensmann in Empfang genommen und weiter gewiesen wurden. Das war nicht nur ein anstrengendes und schwieriges, sondern auch ein gefahrvolles Handwerk. So manche von den tapferen Wegweisern fielen den russischen Spionen und Gendarmen

in die Hände und wurden in die Petersburger Gefängnisse verschleppt. Die Freiwilligen selber mußten manchesmal mit bewaffneter Hand sich den Übergang über die Grenze erkämpfen. Eine kleine Gruppe von sieben Mann wurde in einer einsamen Waldhütte umzingelt und regelrecht belagert. Es gelang ihr aber unter Verlust eines von ihnen, der verwundet in die Hände der Russen fiel, sich durchzuschlagen. Auch List und Verschlagenheit halfen dem einen und dem anderen über die Grenze. Ein amüsanter Fall sei als einzelnes Beispiel genannt. Ein Freiwilliger, der bei dem Grenzstädtchen Torneå hinüberzukommen suchte, sah, allein wie er war, sich von jeglicher Möglichkeit abgeschnitten, seine Absicht auszuführen. Die Brücke, die nach dem schwedischen Städtchen Haparanda hinüberführte, lag vor ihm, aber sie war von einem bewaffneten russischen Posten bewacht. Da entdeckte er bei einem Häuschen, an dem er vorbeikam, zwei Hunde an einer Hundehütte angekettet. Kurz entschlossen band er sie los und wanderte mit ihnen auf die Brücke zu. »Wollen Sie mir einen Augenblick die Hunde halten?« wandte er sich an den Wachtposten, »ich bin in zehn Minuten zurück.« Damit drückte er die Leine dem Soldaten in die Hand und spazierte voll Seelenruhe über die Brücke nach Haparanda. Der Soldat sah ihm verblüfft nach. Wie lange er mit den Hunden dagestanden hat, weiß man nicht.

Inzwischen hatte das finnische Bureau in Berlin unter dankenswerter Unterstützung der zuständigen deutschen militärischen Kreise darauf hingearbeitet, daß die scheinbar bedeutungslose Pfadfindergruppe auch eine ihrer militärischen Ausbildung und Aufgabe entsprechende äußere Gestaltung und formelle Anerkennung fand. Diese Bemühungen waren von Erfolg gekrönt: die rätselhaften Ausländer, die in ihrem auffallenden Pfadfinderaufzug außerhalb des Lagers eine berechtigte Neugierde erregten, wurden in preußische Uniformen gesteckt und erhielten damit auch äußerlich ein Ansehen, das ihrer militärischen Aufgabe entsprach und das Interesse und Selbstbewußtsein der jungen Leute nicht unwesentlich hob. Aber noch waren nicht alle Schwierigkeiten und Gefahren überwunden. Es machten sich in amtlichen deutschen Kreisen auch Strömungen geltend, die dem Gedanken der Verwirklichung der Jägerbewegung nicht günstig gestimmt waren. Diesen Tendenzen gelang es im Früh-

sommer 1915 das ganze Unternehmen in Frage zu stellen, ja, sein Urteil schien bereits endgültig gesprochen, da ein kaiserlicher Be-fehl ausdrücklich die Auflösung der Truppe anordnete.

Die Wochen, während welcher innerhalb der Mauern der Amts-kanzleien der Kampf um das Sein oder Nichtsein der Pfadfinder wogte, waren voller Aufregung und Unruhe für die führenden fin-nischen Politiker. Die Pfadfinder selbst wußten zum Glück damals nichts von der Gefahr, in der ihr Unternehmen schwebte. Diese letzte verhängnisvolle Drohung wurde schließlich nach langwieri-gen Bemühungen überwunden und im August 1915 erschien ein neuer kaiserlicher Befehl, der die angeordnete Auflösung widerrief und statt dessen die Umbildung der »Pfadfinder« in eine regel-rechte militärische Truppe vorsah, indem er die Errichtung des Jägerbataillons 27 anordnete. Die Verlesung des Kaiserlichen Be-fehls im Lockstedter Lager durch Major Bayer erregte unter den jungen Finnländern eine begreifliche ungeheure Freude. Sie waren hinausgezogen in dem Gedanken, nach etwa sechs Wochen militä-rischer Ausbildung in einen Kampf um die Befreiung des Vater-landes eingreifen zu können. Aus diesen Wochen waren Monate geworden. Nun endlich waren sie richtige Soldaten, nun konnte die Entscheidung nicht mehr lange auf sich warten lassen. Es war ge-wiß ein Glück, daß damals noch keiner unter ihnen ahnte, daß noch volle dritthalb Jahre unermüdlichen Wartens vergehen sollten, ehe die Stunde des ersehnten Freiheitskampfes schlug. Die Werbungen in Finnland, die infolge der Verfolgungen und der Wachsamkeit der russischen Gendarmie wesentlich hatten eingeschränkt werden müssen und die nach Eintreffen der Hiobsposten aus Berlin voll-ständig aufgehört hatten, wurden nun mit erneutem Eifer aufge-nommen. Im Januar 1916 stieg die Anzahl der nach Deutschland herübergekommenen finnischen Freiwilligen auf rund eintausend. Im Ganzen dürfte sie später etwa zweitausend betragen haben.

Eine Schilderung der Schicksale des Bataillons während der fol-genden $2^{1}/_{2}$ Jahre würde uns hier zu weit führen. Im Mai 1916 wurde es an der Ostfront in der Gegend von Mitau eingesetzt. Im darauffolgenden Winter wurde es nach Libau in Ruhestellung ge-bracht und wartete hier unter eintönigen Übungen auf die Stunde des sehnlichst erwarteten Kampfes im eigenen Lande. Endlich im

Februar 1918 schlug diese Stunde. Der Ende Januar 1918 ausgebro- chene rote Aufruhr wütete im südlichen Finnland. Gegen die Sowjetsoldateska und die von ihnen angestifteten finnischen Kom- munisten stand das unbewaffnete übrige Finnland, in dem Manner- heim aus Bauern, Arbeitern und Bürgern ein Befreiungsheer zu organisieren begann. Hier rief die Not des Volkes nach militärisch geschulten Mannschaften und Führern. Diesem Ruf lieh Deutsch- land Gehör. Nun durfte, nun mußte das Jägerbataillon in die be- drohte Heimat. Während deutsche Streitkräfte eine Landung im südlichen Finnland vorbereiteten, schifften sich die finnischen Jäger im Februar in Libau ein, um im Norden Finnlands die dort sich bil- denden Truppenteile Mannerheims unter ihre Führung zu nehmen. In Wasa, dem damaligen Mittelpunkt des »Weißen« Finnlands und dem Sitz der finnischen Regierung, betraten die finnischen Freiheits- kämpfer nach mehr als dreijähriger Abwesenheit wieder den Boden der Heimat. Ihre kühnsten Träume gingen damit in Erfüllung. War es nicht wahrlich wie eine Fügung des Schicksals, daß nun der Ge- duld und Ausdauer, dem Opfermut und der Vaterlandliebe der fin- nischen Jäger der höchste Lohn winkte, der für den Krieger denk- bar ist: als erwarteter und unentbehrlicher Befreier in der Stunde der höchsten Not erscheinen zu dürfen, um sich einzusetzen für die Befreiung des Vaterlandes? Niemals vielleicht ward ein hoffnungs- los erscheinendes Unternehmen mit solchem Glauben erfaßt, mit solcher Zähigkeit durchgeführt und mit solchem Lohn und Sieg gekrönt wie das der jungen Finnländer des preußischen Jäger- bataillons 27. Ihre Tat ist ein unvergängliches Ruhmesblatt in der Geschichte Finnlands.

Filip Sjöström / Die Naturschätze Schwedens

Der Titel dieses Artikels ist insofern etwas irreführend, als das Wort »Naturschätze« die Bezeichnung eines sehr dehnbaren, ja fast alles umfassenden Begriffes ist, und es sich nicht ermöglichen läßt, innerhalb des Rahmens dieses Aufsatzes sämtliche Schätze des schwedischen Bodens und der Natur des Landes erschöpfend und ausführlich zu behandeln. Um sich nicht allzusehr in dem Labyrinth des Themas zu verirren, soll sich vorwiegend mit denjenigen Naturschätzen beschäftigt werden, die für die Ausfuhr Schwedens nach Deutschland von Bedeutung sind.

Was ist heutzutage ein Land ohne wertvollere Naturschätze? Wie ein Schiff ohne Segel, eine Fabrik ohne Rohware. Was würde aus England geworden sein, wenn es nicht seine Kohlen hätte, was aus Finnland, ohne seine Wälder, aus Norwegen, ohne den Fischfang? Ich glaube, daß fast ein jeder Gebildete in der Lage ist, diese Fragen zutreffend zu beantworten. Gerade in dem Deutschland von heute haben wir ein lehrreiches Musterbeispiel dafür, welche wichtige Rolle die Naturschätze eines Landes in staatswirtschaftlicher Hinsicht spielen. Der Bodenschätze Elsaß-Lothringens beraubt, ist es mehr als je auf die Einfuhr von Erzen aus dem Auslande angewiesen, und es dürfte wohl jedem klar sein, welche katastrophale Wirkung zu erwarten wäre, wenn dem Lande auch die Kohlenbergwerke Schlesiens entzogen würden.

Von den schwedischen Naturprodukten sind in allererster Linie das Holz und das Eisenerz außerordentlich wichtig für Deutschland. Ferner kommen die verschiedenen Steinarten, insbesondere der Granit, sowie einige wenige Produkte aus dem Tier- und Pflanzenreich in Frage. Selbstredend werden auch andere Urprodukte nach Deutschland ausgeführt, doch ist dieser Export nicht von so erheblicher Bedeutung, wie die Ausfuhr der zuerst erwähnten Erzeugnisse.

Das Holz und die daraus hergestellten Halb- und Fertigfabrikate stellen das größte Kontingent für den Export. In manchem Jahre ist der Wert der exportierten Holzwaren viel größer gewesen als der sämtlicher übrigen ausgeführten Artikel zusammen. Von dem ganzen schwedischen Boden sind ca. 21 Millionen Hektar, also

reichlich die Hälfte, mit Wald bewachsen, eine im Verhältnis zur Einwohnerzahl sehr hohe Ziffer. Die Statistik lehrt, daß auf jeden Einwohner fast 4 Hektar Wald kommen. Die entsprechende Durchschnittszahl für ganz Europa ist 0,72 und für Deutschland 0,21 Hektar. Es wäre eine absolut verfehlte Forstwirtschaft, ja, man kann es getrost als ein verbrecherisches Treiben bezeichnen, wenn, wie es tatsächlich in der Mitte des vorigen Jahrhunderts geschehen ist, der Waldbestand rücksichts- und wahllos abgeholzt oder gar kahl geschlagen wird, da er nebenbei noch den Äckern Schutz bietet gegen die Unbilden der Witterung. Vor dem Erlaß eines Gesetzes hiergegen war die Gefahr der Mißwirtschaft und Vernichtung sehr groß, da sich $^6/_7$ des Bestandes im Privatbesitz befanden, worin bis heute keine große Änderung zu verzeichnen ist. Es erregt mit Recht Erstaunen, daß dies möglich ist. Die Erklärung hierzu ist darin zu finden, daß im Anfang des 19. Jahrhunderts die schwedische Regierung in falscher Erkenntnis des für das Volkwohl Nützlichen die allgemeine Anschauung teilte, daß der Staat sich nicht wirtschaftlich betätigen dürfe. Er verkaufte daher seine Walddomänen spottbillig an Private oder verschenkte sie sogar. So ist der schwedische Wald in die Hände rücksichtsloser Ausbeuter geraten, die nur ihren eignen Gewinn im Auge hatten und sich um die Pflege und den Nachwuchs des Waldes nicht bekümmerten. Besonders haben sich in Gothenburg ansässige englische Magnaten an dieser Ausbeutung beteiligt. Das Wort »Baggböleri« ist noch in gewissen schwedischen Industrie- und Handelskreisen in lebhafter Erinnerung. Es ist hergeleitet aus einem der Waldgüter, »Baggböle,« eines dieser Magnaten, der ein Gut nach dem andern kaufte, einzig und allein um den Wald kahl zu schlagen und zu veräußern. Es ist selbstverständlich, daß fast das ganze Holz nach England ging. Das vorerwähnte Wort bezeichnet also die Waldverwüstung in ihrer schlimmsten Form. Nunmehr setzte eine Spekulation mit dem schwedischen Waldbestande in nie geahntem Maße ein. Es wurde notwendig, ein Gesetz auszuarbeiten, das diesem Treiben einen Riegel vorschob. Der Staat hat seine grundfalsche Waldpolitik stark bereuen müssen und ist nun seit Jahrzehnten eifrig bestrebt, seinen Besitz an Wäldern zu vermehren. Die Kontrolle des staatlichen Waldes liegt in guten Händen und ist ziemlich effektiv, doch läßt die Überwachung

der in Privatbesitz befindlichen Forsten zu wünschen übrig. Die jetzige Regierung hat natürlich ihr Augenmerk besonders auch auf die Forstwirtschaft gerichtet, die wohl eins der ersten Sozialisierungsobjekte sein dürfte.

In Südschweden findet man hauptsächlich Laubwald, vorwiegend aus Buche und Eiche bestehend. Je mehr man nach Norden kommt, desto mehr Nadelhölzer mengen sich unter das Laubholz, das an und für sich allmählich eine Veränderung erfährt, indem die im Süden sparsamer auftretende Birke die Buche zu verdrängen sucht. Im nördlichen Mittelschweden ist die letztere Baumart nur vereinzelt vorzufinden, und der Nadelwald hat die Überhand gewonnen, um etwas weiter nach Norden den Platz allein zu behaupten. Von hier oben im hohen Norden wird das meiste Rohholz zum Export abbefördert, sei es, daß es als Schiffsmasten, Grubenholz (Props), Brennholz oder zur Papierfabrikation Verwendung findet. In der Hauptsache wird aber gesägtes (geschnittenes) Holz ausgeführt, weshalb an der Küste am Bottnischen Meerbusen eine große Anzahl Sägemühlen angelegt worden sind. Die wichtigsten Ausschiffungsorte sind Hernösand, Sundsvall, Söderhamn, Gävle und Skellefteå. Das schwedische Holz zeichnet sich durch besondere Kernigkeit und Astreinheit aus und ist somit sehr geeignet für Tischlereizwecke. Trotzdem meist unverarbeitetes Holz oder Halbfabrikate exportiert werden, hat doch die Ausfuhr von fertigen Waren nicht unerheblich zugenommen. Selbstverständlich sind die Verhältnisse während der Kriegszeit nicht maßgebend. In den ersten Kriegsjahren ist, wie leicht erklärlich, Deutschlands Holzbedarf ungeheuer gewachsen, bis seine Befriedigung allmählich infolge der ungünstigen Entwicklung der Valuta auf ein Minimum eingeschränkt werden mußte.

In zweiter Linie kommt als wichtige Exportware das Eisenerz in Frage. Es fehlt gewiß nicht an Konkurrenz seitens anderer Länder die aber insofern nicht so gefährlich ist, als die schwedischen Erze entschieden an Güte überlegen sind. Eisenerz hat man nicht nur, wie anfangs, in Mittelschweden, sondern später auch in Norrland, der nördlichen Hälfte des Landes, gefunden. Ja, in dem nördlichsten Teil Schwedens, Lappland, ist man auf derart reinerzführende Leptitlager gestoßen, daß der schwedische Nationalökonom bei dem An-

blick dieser Reichtümer die Zukunft Schwedens in rosigerem Lichte sieht. Ohne Frage haben wir hier Schätze von ungeahnter Bedeutung, so daß das nördliche Lappland als das schwedische Alaska bezeichnet werden kann. Zieht man dann das bunte Leben und Treiben, das sich jetzt dort abspielt, in Betracht, so ist der Vergleich noch berechtigter. Wenn auch nicht gerade Gold zutage gefördert wird, so befindet sich doch der Wert des Eisens in stetigem Steigen, und ersetzen die Quantitäten die Qualität.

Die in Schweden vorhandenen Eisenerze lassen sich in zwei Hauptgruppen einteilen und zwar Bergerze, die, wie bekannt, mit verschiedenen andern Mineralen in den Gebirgen vorgefunden werden, ferner sogenannte Sumpferze, die in Form von Kügelchen oder kleineren Klumpen in den Mooren und Flußbetten abgelagert sind. Die letzte Art hat heute keine Bedeutung mehr, weshalb wir uns gleich den Bergerzen zuwenden wollen. Die Weltgeschichte lehrt, daß die Eisenzeit vor ca. 2700 Jahren ihren Anfang nahm. Man geht wohl kaum fehl, wenn man der Ansicht ist, daß die ersten eisernen Gegenstände in Schweden aus Sumpferz hergestellt wurden. Abgesehen davon, daß viele Analysen hierfür sprechen, findet diese Vermutung ihre natürliche Erklärung darin, daß die Bergerze nicht nur schwerer zu entdecken sind, sondern auch die Ausbeutung und Verarbeitung dieses Materials eine viel schwierigere ist, als das Ausgraben und Schmelzen des Sumpferzes. Hierzu kommt noch, daß die ältesten Urkunden über den Bergbau erst ca. 730 Jahre zurück datieren. Es ist nicht die Absicht, hier sämtliche Eisenerzgruben zu besprechen, es sei nur auf die bedeutendsten hingewiesen. In Mittelschweden befinden sich die in der ganzen Welt bekannten Gruben Dannemora und Grängesberg. Wir wollen nicht unerwähnt lassen, daß die Aktien des zuletzt erwähnten Unternehmens seit Jahren Veranlassung zu großen Spekulationen gegeben haben. Die größten Eisenlagerstätten Schwedens befinden sich aber bei Gellivare und Kirunavara in Lappland. Außer diesen seit ca. 20 Jahren im Betrieb befindlichen Gruben, sind zahlreiche große, noch nicht bearbeitete Erzfelder vorhanden. Lappland, die »Stahl«-Kammer Schwedens, beherbergt wahrscheinlich noch viel mehr Mineralschätze, als man sich bisher berechtigt hielt anzunehmen. Weshalb sollten nur an den bis heute entdeckten Stellen Erze zu

finden sein? Ist nicht Norrland zum großen Teil ein fast unerforsch- tes Gebiet? Wie viel wird nicht auch noch der Zufall zutage för- dern! Berechnungen, die man angestellt hat über die Eisenerzvor- räte des Landes, ergeben wohl nur einen Bruchteil der tatsächlich vorhandenen.

Infolge Mangels guter Steinkohlen, ohne welche Qualitätseisen und -Stahl nicht hergestellt werden können — in letzter Zeit sind Versuche mit Graphit als Reduktionsmittel sehr gut ausgefallen, auch die sehr guten Kohlen aus Spitzbergen geben zu großen Hoffnungen berechtigten Anlaß — ist das Land hauptsächlich auf den Export von Roherz angewiesen, das zum Teil in veredelter Form zurückkehrt. Die Erzausfuhr unterliegt einer staatlichen Rege- lung. So darf z. B. in den Jahren 1908—1932 von Kirunavara, Gelli- vare und Grängesberg nur ein beschränktes Quantum ausgeführt werden. Die drei genannten Gruben beteiligen sich der Reihenfolge nach mit rund 70, 21 und 9 Proz. an dem Export. Mit einigen Gesell- schaften ist außerdem vereinbart worden, daß diese vor 1932 kein Erz ausführen dürfen. Deutschland ist von jeher der größte Ab- nehmer schwedischen Eisenerzes. Die deutsche Eisenindustrie ist auf die Verarbeitung dieses Erzes eingestellt. Wenn auch infolge des Tiefstandes der Reichsmark und Verschlechterung der Kon- junktur im allgemeinen gegenwärtig der Erzimport nachgelassen hat, ist mit zunehmender Besserung der Verhältnisse bestimmt mit einer gesteigerten Nachfrage gerade nach schwedischen Erzen zu rechnen. Die in Frage kommenden Konkurrenten, die spanischen Eisenerze, liefern nicht dieselbe Güte, wie die schwedischen und stellen sich noch dazu teurer, wenn man die Transportkosten in Betracht zieht. Außer Erz werden auch sehr viele Halbfabrikate wie in erster Linie Roheisen in Blöcken und Stabeisen exportiert. Die Hauptausfuhrhäfen für Eisenerz sind Luleå und Oxelösund. Erwähnt sei noch, daß sehr viel deutsches Kapital an schwedischen Eisenwerken beteiligt ist.

An anderen Erzen hat Schweden hauptsächlich Zink, Kupfer, Blei- und Manganerze aufzuweisen. Die Kupfererzgruben waren früher zum Teil sehr ergiebig, jedoch scheinen die Vorräte zur Neige zu gehen. Die in Lappland entdeckten neuen Funde sind nicht von besonderer Bedeutung. An Zinkerz wird etwas mehr ge-

fördert. Die übrigen Erze kommen spärlicher vor. In früheren Jahren sind nicht unbedeutende Mengen Silber und etwas Gold gefunden worden, heute aber ist auch die Ausbeute der Silbergruben nur noch sehr gering.

Die früher so blühende schwedische Steinindustrie, deren bester Kunde Deutschland war, — hat es doch allein doppelt soviel importiert wie alle übrigen Länder zusammen, — ist stark im Zurückgehen begriffen. Schon vor dem Kriege hat man sich mit Erfolg bemüht, den Naturstein durch Kunstprodukte zu ersetzen. Der Hauptgrund war der hohe Preis, den die Naturware bedingte. Die Bearbeitung des Materials erfordert große Mühe, Geschicklichkeit und viel Zeit. Auch das einfachere Produkt, die Pflastersteine, sind bereits in Friedenszeiten als ein zu »teures Pflaster« befunden worden. So wird allmählich auch diese Iudustrie zugrunde gehen, ein Opfer des Fortschritts und der Valutaverhältnisse.

Die meisten Steinbrüche liegen im westlichen Mittelschweden nördlich von Gothenburg, und in Südschweden östlich von der Provinz Schonen, ziemlich nahe an der Küste. Aber auch in andern Teilen des Landes findet man Steinbrüche. Der schwedische Granit ist weltbekannt, sei es, daß es sich um den roten oder den schwarzen handelt. Beliebt ist auch der Kolmårdener Marmor, der farbenreiche Porphyr und der gotländische Sandstein.

Obwohl der Torf kaum als Exportware in Betracht kommt, da höchstens einige tons Torfstreu ausgeführt werden, darf man dieses Naturprodukt nicht übergehen, zumal es jetzt in diesen kohlenarmen Zeiten einen willkommenen Ersatzbrennstoff liefert und in Schweden in großen Mengen vorhanden ist. Man schätzt die Bestände auf ca. 1250 Millionen tons. Die Torfgewinnung hat daher eine große Bedeutung erlangt und wird zum großen Teil industriell betrieben.

Schwedens einzige Kohlengrube befindet sich bei Höganäs am Öresund und hat räumlich eine sehr große Ausdehnung. Man schätzt ihre Vorräte noch auf über 100000 tons. Die Qualität der Kohlen ist jedoch minderwertig. Die Förderung wird durch Tonbeimischungen so erschwert, daß nur ein knappes Zwanzigstel des Landesbedarfs hier gedeckt werden kann. Dagegen scheinen die auf dem schwedischen Gebiet Spitzbergens entdeckten Kohlen

mindestens so gut zu sein wie die besten englischen. Genau ein-
geschätzt sind diese Kohlenlager noch nicht, sie sollen aber von
außerordentlicher Mächtigkeit sein.

Diese Darlegungen geben noch kein erschöpfendes Bild der Natur-
schätze Schwedens, aber sie lassen dennoch die unermeßlichen Reich-
tümer ahnen, die Schweden in seinen Wäldern, in seinen Gruben,
in seinem Boden und in seinen Gewässern besitzt.

Das schwedische Volk braucht nur zuzugreifen, das Gold liegt vor
seinen Füßen. Die Bedächtigkeit des schwedischen Volkes ist be-
kannt, wenn es auch gern lange wägt und überlegt, so ist seine
Unternehmungslust doch durch das Beispiel des südlichen Nach-
barn jenseits der Ostsee, seines deutschen Stammverwandten, ge-
weckt und befruchtet. Es wird beiden Vorteil bringen.

Walter Georgi / Nordlandsbilder

Unförmige Felsenleiber, dem Torso versteinerter Riesen vergleichbar, Gehirnmassen, die aus gespaltenen Schädeln quollen und in ihrer ganzen Ausdehnung zu Stein wurden, da sie das Meer erreichten, dahinter blaue Berge mit weißglänzenden Firnen, die die Hälse recken um übereinander hinweg in die Ferne zu spähen, so zeigt sich Norwegens Küste demjenigen, den der Postdampfer von Drontheim nordwärts führt. Vergebens sucht das Auge die liebliche Anmut der südlichen Fjorde. Jäher Felsen Allgewalt beherrscht hier das Land. Nur dort, wo die Buchten sturmgeschützte Stellen berühren, erblüht das Leben auf engen Fleck gepfercht, oft in leuchtender Farbenpracht. Dort grünen winzige Saatenteppiche, Ebereschen und Birken schütteln ihr Blätterkleid, und die holzgebauten Hütten der Menschen finden Schutz in ihrer Abgeschiedenheit. Still und einsam, fast erdrückt in dem Schweigen ragender Felsen, liegen die Wohnstätten der Einzelnen. Der Schrei der Möven, die über dem Wasser schweben, das Rauschen eines fernen Wassersfalls und das springende Rollen des Steinschlags sind die einzigen Laute, die die Stille durchschneiden. Aber regelmäßig von Zeit zu Zeit mischt sich ein willkommener Ton unter die gewohnten Laute, wenn die Sirene des Postdampfers heult, daß es vielfältig von den steilen Bergen widerhallt. Dann wird das Bewußtsein wach, daß der Einzelne trotz des weltfernen Daseins als Glied einer Gemeinschaft angehört, die ihn in seiner Einsamkeit nicht vergißt. Und allenthalben tritt man vor die Türe, oder man öffnet ein Fenster und winkt zu dem Postschiff hinüber, bis es um die nächste Ecke verschwindet und die Stille wieder auf den Hütten lastet.

In irgend einem Winkel des Fjords geht das Schiff vor Anker. Einige breitspurige, rotgestrichene Lagerhäuser stehen meist am Ufer, und auf den Felsen klebt ein weißes Holzkirchlein, zu dem des Sonntags aus nah und fern die Bewohner streben. Ein flinkes, kühngeschweiftes Ranenboot, von sehnigen Armen bedient, schießt heran, um den Postbeutel zu wechseln und ein paar Passagiere an Bord zu geben. Blumengeschmückt klettern sie die niedergelassene Treppe herauf. In den Händen oder auf den Schultern tragen sie alle die buntfarbigen Sträuße, Männer, Frauen und Kinder. Ein

Bild eigenartigen Zaubers, wie die klotzigen, breitschulterigen Nord-landsgestalten sorgsam diese Blüten hegen, gleich als ob sie liebes, teures Gut mit sich tragen. Seine Blumen liebt der Nordländer über alle Maßen, und er wartet ihrer oft mehr als seiner frei und selb-ständig aufwachsenden Kinder. Wo der nackte Fels die Küsten oft bis weit ins Land hinein beherrscht und der Blüten Weihe haßt, findet sich fast kein Bauernhaus, keine ärmliche Fischerhütte, hinter deren Fenster nicht eine bescheidene Rose oder ein Nelkenstock auf den Sinn ihrer Bewohner schließen läßt.

Stundenlang liegt das Postschiff oft in irgend einem engen Fjord oder stillen Wasser zwischen schützenden Inseln. Ruhe und Frie-den senkt sich auf Körper und Geist und weckt aus den Tiefen wundersame Bilder. Über der engeingeschlossenen See liegt sil-berner Metallglanz. Zierliche Wellenlinien lösen sich auf in rund-gebogene Bänder und Striemen, die sich scheinbar reglos suchen, fliehen und ineinandergreifen. Altnordische Silberarbeiten treten vor das Auge, Broschen, Spangen und Pokale, mit den Ornamenten engverschlungener Linien in geometrischem System, jene symbo-lische Plastik, die tief in der nordischen Natur wurzelt. Die einst Vollkommenes schufen zur Freude ihrer Zeit und der Nachwelt ein Vorbild, sie waren bei dem besten Lehrmeister ihrer Kunst zur Schule gegangen. Und weiter spinnt sich das einmal Erfaßte und greift hinüber auf ein anderes Gebiet nordischer Kunst. Zu den Webereien, die die Frauen auf ihren Webstühlen in den langen Winternächten schufen und auch heute noch schaffen, schenkt die kurze Zeit des Lichts im Jahre den Ton der Farbe. Wenn die hellen Nächte des Sommers gespenstisch über Meer und Land huschen, dann wächst auf den Bergen der Ferne jene eigenartige blaue Farbe, die fast keines ihrer Kunstwerke entbehrt. Und die kargen ums Dasein ringenden Matten spenden das leuchtende Grün, das Mut und Kraft in sich birgt. Darum redet sie auch zu uns mit eindringlichen Stim-men, diese echte nordische Kunst, die von fremdem Geschmack un-beeinflußt, ihre Werke schafft. Schlicht, echt und wahr sind die Bausteine, aus denen die Natur Gewaltiges türmte. Das erkannte des Nordländers einfacher Sinn.

Tage voll Sonne wechseln mit dem resignierten Grau ausgedehnter Nebelbänke. Undurchsichtige Schleier hüllen das Schiff ein, daß es

seine Fahrt vermindern muß und mit der Sirene in gleichmäßigen Zwischenräumen seine Warnungssignale in die undurchsichtige Luft heult. Kaum erkennt man vom Vorderschiff aus durch die Nebelschwaden Schornstein und Maste. Mit beklemmender Schwere legt sich die dicke, feuchte Luft auf die Lungen und hindert fast das Atmen. Lautlos ruht das Meer, das kaum eine Welle aufzuwerfen wagt. Irgendwoher erwacht gedämpft der ängstliche Laut eines Nebelhorns und verkündet die Nähe eines fremden Schiffes. Noch ist nichts zu entdecken. Jeder starrt mit verhaltener Erregung in das undurchdringliche Grau nach jener Richtung, aus der das Warnungszeichen zu kommen scheint. Immer näher tasten sich die zaghaften Töne, bis plötzlich wenige Meter von der Bordwand entfernt, der gespenstige Mast und die verschwommenen Umrisse eines Fischerbootes auftauchen, und hinter uns ebenso schnell wieder verschwinden. Mitunter tagelang hemmen diese Nebelbänke jeden Ausblick in die Ferne, meist aber geben sie sich mit einigen Stunden der Gefangenschaft zufrieden. Dann wölbt sich mit einemmal wieder ein blauer Himmel über den Wassern und die Farben der Küste glänzen in besonderer Pracht. Im Rücken aber schwimmt auf der Meeresfläche als ein langgesteckter Streifen grauen Dunstes die Nebelbank. Die hellen Sommerabende an Bord des Schiffes entfalten Reize, die das Wort nur schwer wiederzugeben vermag. Man lehnt sich auf Oberdeck in einem bequemen Liegestuhl zurück und läßt Bild um Bild langsam vorüberziehen. Das Schiff gleitet meist in spiegelglattem Wasser zwischen schützenden Schären hindurch. Schmale Streifen violetter und orangefarbener Lichter ruhen in dem kalten Silber der abendlichen Wasserflächen. Delphine folgen in munterem Spiele dem Schiff, bis dieses auf eine der vielen kleinen Stationen zuhält und sich mit Vorsicht an das ins Meer hinausgebaute hölzerne Pier legt. Dort drängt und schiebt sich stets die gesamte Einwohnerschaft und genießt das Ereignis der Ankunft eines Schiffes mit freudigem Interesse. Die Jugend erscheint immer vollzählig versammelt, um zugleich die Gelegenheit zu einem lustigen Flirt willkommen zu heißen. Von einer seltsamen Helligkeit im Klang schwirren die lachenden Stimmen durch die klare Luft des nordischen Sommerabends. Bald ertönt das Glockenzeichen zur Abfahrt, der Maschinentelegraph spielt, leicht erzittert das Deck



LANDUNG DES ZEPPELINLUFTSCHIFFS »BODENSEE« IN STOCKHOLM

von der in Gang gesetzten Maschine, die letzten Taue werden ein-gezogen, und schon schwimmt das Schiff wieder draußen zwischen den Inseln, neuen stimmungsvollen Bildern entgegen.

Je weiter man vordringt, um so mehr gewinnt die Landschaft an Eigenart; Trollfratzen grinsen aus verwitterten Felsen hervor und stellen die phantastischen Steinfiguren am Drontheimer Dom weit in den Schatten. Schneegefleckte Felsmassive trotzen mit der Wucht ihrer gewaltigen Körper in die brandende See. Selten tragen sie die Spitze frei. Weiße Haufenwolken ballen sich dort zusammen und dulden deren blauen Schatten auf ihren breiten Rücken. Das sind des Nordlands unvergängliche Wahrzeichen, die Asenkräfte fort-erbten bis zum heutigen Tag.

Kahl, ohne Baumwuchs steigen die Küsten auf, höchstens arm-seligen Birkenstämmchen ein bescheidenes Dasein gestattend. Selbst das Holz für die Särge vermögen sie nicht zu liefern. Die Be-wohner dieser Felsenhänge müssen sich diese auf Vorrat aus dem Süden kommen lassen, wenn sie sich nicht wie Tiere verscharren lassen wollen. Mitunter trägt das Postschiff Dutzende von diesen schwarzen Kasten auf Deck verstaut, als schmermütig stimmende Last nach Norden. Dort wartet vielleicht schon mancher im Ange-sicht des Todes auf seine letzte Behausung, damit ihm ein ange-messenes Begräbnis werde.

Hoch im Norden, wo den ewigen Nächten des Winters eine lange Zeit des ewigen Lichts folgt, wo zur Mittsommerzeit die Sonne sich einen Monat lang scheut, ins Meer hinabzutauchen, steigen aus den Meereswogen Norwegens seltsamste Felsengebilde empor. In den späten Stunden des Tages kommen sie dem Postschiff in Sicht. Matt-blaue Silhouetten bauen sich dann in der Ferne am östlichen Hori-zonte auf. Massige Burgen mit ragenden Türmen, steile zersägte Mauern mit Zinnen und Zacken. Lofoten nennt der Norweger diese Inseln, die, dem Festlande vorgelagert, ein Leben des Kampfes führen. Die Winde jagen heulend um ihre Spitzen und der Malstrom wälzt sich mit seinen Tücken an ihrer stolzen Reihe vorüber. Erst wenn das Postschiff unmittelbar zu ihren Füßen dahineilt, drängen sie dem Bewußtsein die Übermacht ihres Wesens und ihrer Maße auf. Manch jungfräuliche Felsspitze triumphiert sieghaft im Gefühl ihrer Unbezwinglichkeit über diejenigen, deren Blicke hingerissen

an den nackten Felsenbergen hängen. Die wilde Zerrissenheit ihrer Kämme über den Firnen aber klingt wie ein Schrei aus verborgenen Tiefen und hallt in der Seele wider, daß der Mund verstummt und ein tiefer Ernst sich über Denken und Fühlen legt. Wo der Fels es gestattet, haben Fischer auf diesen Eilanden, oft hart am Meere, nach Pfahlbautenart ihre Hütten aufgeschlagen. Sturmgewohnte, trotzige Gestalten, wie die Berge ihrer Heimat. Einförmig und still fließt hier das Leben dahin. Nur in den ersten Monaten des Jahres, wenn der Dorsch zum Laichen die Inseln entlang streicht, füllen sich die Buchten mit Tausenden von Fischerbooten, die zum Fang von der ganzen norwegischen Küste hier zusammen strömen. Dann reichen die großen Holzbuden, die eigens zu diesem Zwecke erbaut sind, kaum aus, um den Menschenmassen Unterkunft zu gewähren. Wenn aber der Schnee auf den Bergen zu schmelzen beginnt, verläuft sich der Strom, und die Ruhe zieht wieder ein auf den Inseln. Bald schmelzen auch die langen dunklen Nächte dahin unter der wachsenden Kraft der Sonne, bis Abendrot und Morgenröte ineinanderfließen. Und der Sommer schlägt sein lichtes Zelt über den nordischen Küsten auf. Die hellen stillen Nächte werfen ihre Silberschleier über Meer und Fels. Kein Laut unterbricht ihr Schweigen, kaum daß die Wellen aneinanderklingen oder der Wind sacht um die Felsen streift. Doch jeder Ton birgt silbernen Klang, fein und zart wie die Gewebe der Mittsommernacht.

Else von Hollander / Das Hilfswerk des schwedischen Roten Kreuzes

Aus der Umnachtung des Hasses, die unheildrohend seit Jahren die Welt überschattet, strahlt hell ein Stern: Schwedens Verhalten in großen und kleinen Dingen Deutschland gegenüber. Wenn in den langen Kriegsjahren die deutschen Taten überall auf Mißverstehen und Mißbilligung stießen, wenn den Deutschen auch aus den neutralen Ländern nur zu deutliche Beweise des Übelwollens und der Antipathie dargebracht wurden, wenn Männer, die eine deutschfreundliche Gesinnung allzu offen aussprachen, auch in den neutralen, auch in den stammverwandten Ländern als deutsche Spione verdächtigt, umlauert und angefeindet wurden, so war Schweden fast das einzige Land, in dem die Gedanken des gehetzten Deutschen ausruhen konnten. Vor allem aber stand Schweden dem Freunde auch im Unglück bei und streckte ihm mehr als einmal die helfende Hand hin. Tausende in Deutschland sind es, deren Augen aufleuchten, wenn von Schweden gesprochen wird, von unseren Kindern an, die schwedische Gastfreundschaft in ihrer wärmsten Form kennen gelernt haben, bis zu unseren Kriegsgefangenen, den elendesten unter den deutschen Volksgenossen, die Schwedens kluge und reiche Fürsorge an sich erfahren haben. Vor allen andern Ländern gebührt Schweden der Preis, mit seinem Roten Kreuz die beste Organisation zur Linderung der Leiden der Kriegsgefangenen besessen zu haben. Jetzt liegt in Form eines gut ausgestatteten und mit reichem Bildmaterial, Statistiken und Karten versehenen Buches die Übersicht über das gesamte Liebeswerk des schwedischen Roten Kreuzes vor, unter dem Titel »Schwedens Hilfswerk an den Kriegsgefangenen«, erschienen in Stockholm im Verlag P. A. Norstedt & Söhne, herausgegeben von dem Vorsitzenden des Hilfskomitees des Roten Kreuzes, dem Schriftsteller Ernst Didring, der in Deutschland durch seine literarischen Werke, zwei Schauspiele »Hohes Spiel« und »Valuta«, sowie durch einen sozialen Roman »Pioniere« (Gustav Kiepenheuer, Verlag) bekannt geworden ist. Aus den einfachen, so gar nicht aufgeputzten Tatsachen, die das Buch des Roten Kreuzes darbietet, spricht — erschütternd und doch wunderbar beruhigend — die Ge-

wißheit, daß ein Volk unendliche Taten großer Menschenliebe verübte, während sich Millionen in Haß zerfleischten.

Als der Weltkrieg im August 1914 ausbrach, — schreibt Ernst Didring in seinem Bericht über die Entstehung und den Zweck des Hilfskomitees, — konzentrierten die kriegführenden Länder ihre Kräfte auf Angriff oder Verteidigung, während die Neutralen sich selbst, so gut sie konnten, gegen alle Eventualitäten zu schützen suchten und voll Angst und Sorge auf den Kriegsbrand starrten, der immer mehr um sich griff.

Je weiter der Krieg fortschritt, desto furchtbarere Seiten enthüllte er. Nicht nur an der Front und unmittelbar hinter den Fronten herrschte Entsetzen, sondern die Wirkungen machten sich tief in den Ländern fühlbar. Der Sturm des Krieges jagte Wellen über das Land, die die Trümmer der Kämpfe mit sich führten: Tote, Verwundete und Gefangene. Durch die kriegführenden Länder zogen düstere Züge vertriebener Zivilbevölkerung und Kriegsgefangener.

Der Weltkrieg begnügte sich nicht mit kleinen Zahlen. Bald konnte man die Gefangenen nach Hunderttausenden, ja nach Millionen zählen, und damit entstand für die kriegführenden Länder eine neue Sorge. Ein Zug nach dem andern, überfüllt mit Kriegsgefangenen, rollte heran. Tausende, Hunderttausende, auf die man natürlich im Anfang nicht gerechnet hatte. Infolgedessen waren alle bisher getroffenen Vorkehrungen ungeheuer mangelhaft. So kam es, daß sehr bald von den Kriegsgefangenen flehentliche Bitten laut wurden, ihre Not zu lindern. Und jetzt zeigte sich, daß nicht die Kämpfenden am meisten litten, sondern die Kriegsgefangenen; jahrelang mußten sie hinter Stacheldrähten in ewigem Grübeln leben, stets von den gleichen Gedanken erfüllt, von Schmutz umgeben, von widerwärtigen Krankheiten bedroht, psychisch und physisch zusammengebrochen, viele zum Krüppel geschossen, blind, wahnsinnig.

Von all diesen Unglücklichen hallte der Schrei nach Hilfe über die Welt. Man appellierte an das Menschlichkeitsgefühl, an die Opferwilligkeit vor allem der Neutralen, die in unerschütterter Ruhe dasaßen und dem gigantischen Ringen zuschauten.

Einzelne Personen versuchten auf ihre Art durch Übersendung von Postpaketen an die Gefangenen zu helfen, aber das war ein Tropfen auf den heißen Stein. Das Elend war allzu groß, war gren-

zenlos. Bald jedoch kam kräftigere Hilfe, und zwar von Seiten des Roten Kreuzes. In allen Ländern bildeten sich Hilfskomitees, um helfend einzugreifen.

Für das schwedische Rote Kreuz war es das Gegebene, seine Hilfstätigkeit vor allem auf die Gefangenen auszudehnen, zu denen es durch seine geographische Lage in direkter Beziehung stand, das heißt auf die Gefangenen in Rußland, in Deutschland und Österreich-Ungarn, von wo warme Bitten um Hilfe nach Schweden gelangten. Aus Rußland wurden vor allem Kleidungsstücke und Arzneien erbeten, denn man fürchtete die Schrecken des sibirischen Winters. Aus Deutschland und Österreich kam die Bitte um Lebensmittel, da infolge der Blockade die Gefangenen in diesen Ländern ebenso großer Not ausgesetzt waren wie die Zivilbevölkerung.

Das schwedische Rote Kreuz zögerte nicht lange, sondern war sofort entschlossen, seinen Mitmenschen im Unglück beizuspringen. Schon am 17. Juni 1915 wurde das Hilfskomitee des Roten Kreuzes gebildet, dem Prinz Karl von Schweden als Ehrenvorsitzender angehörte, um in der Folge dem Komitee in jeder Weise seine Arbeit zu ermöglichen und zu erleichtern.

Bereits im September 1915 konnte das Hilfskomitee zum erstenmal in Tätigkeit treten, als es sich nämlich darum handelte, eine Liebesgabensendung aus Rußland an die gefangenen Russen in den deutschen Lagern auszuteilen. Von deutscher Seite wurde bei dieser Gelegenheit das schwedische Rote Kreuz ersucht, die deutschen Kriegsgefangenen in Rußland zu unterstützen, und zwar sollten von Deutschland große Mengen Uniformen und andere Kleidungsstücke zur Verfügung gestellt werden. Eine gleiche Verabredung wurde mit dem österreichischen Roten Kreuz getroffen. Durch Vermittelung des Prinzen Karl wurde in Rußland die Erlaubnis erwirkt, diese Sendungen den deutschen Gefangenen in Rußland zukommen zu lassen.

Es war verabredet worden, in Sibirien vier Hauptstationen für die Ausübung der Hilfstätigkeit zu errichten, und zwar in Wladiwostock, in Irkutsk, in Omsk und in einem geeigneten Ort in Turkestan, um so gewissermaßen Konzentrationspunkte zu haben, von denen die Arbeit ausgehen konnte.

Die Frage, geeignete Persönlichkeiten für diese verantwortungs-

volle Tätigkeit zu finden, war nicht leicht zu lösen. Nur tatkräftigen und entschlußfähigen Menschen konnte die Aufgabe anvertraut werden, denn ein Mißgriff in der Wahl eines Delegierten konnte Schwedens Ansehen ungeheuer schädigen. Außerdem war die Arbeit im höchsten Grade gefährlich, schon allein wegen der ansteckenden Krankheiten in den Lagern, da bei der Austeilung der Liebesgaben die Delegierten mit den Gefangenen in intime Berührung kamen. Das Hilfskomitee mußte sich darauf beschränken, seinen Abgesandten gewisse Richtlinien mitzugeben, die in der Hauptsache darauf hinausliefen, daß bei der Verteilung der Liebesgaben keine Rücksicht auf die Nationalität der Gefangenen genommen werden dürfe: deutsche, österreichisch-ungarische und türkische Gefangene sollten völlig gleichmäßig bedacht werden. An dieser Stelle ist noch besonders der aufopferungsvollen Tätigkeit Elsa Brandströms, der Tochter des früheren schwedischen Gesandten in Petersburg, zu gedenken, die in unermüdlichen Reisen bis in die entferntesten Winkel Rußlands sich für das Wohlergehen der Gefangenen interessierte und wahrhaft Bewundernswertes leistete.

Der erste Zug mit Liebesgaben, Uniformen, Schuhzeug usw. konnte schon Anfang Oktober über Finnland nach Irkutsk abgesandt werden. Es dauerte verhältnismäßig nicht lange, bis von den Delegierten dieses ersten Zuges Berichte einliefen, die zur Genüge bewiesen, daß Not und Elend unter den Kriegsgefangenen in Sibirien unbeschreiblich waren. Die sibirische Kälte hatte schon Unmengen von Opfern gefordert, außerdem herrschten ansteckende Krankheiten wie Beulenpest, Typhus, Cholera, auch Skorbut.

Inzwischen häuften sich die Liebesgaben, und man mußte auf bessere Transportmöglichkeiten bedacht sein, um nicht allzu große Verzögerungen eintreten zu lassen. Man versuchte, die Züge über Haparanda zu führen, hatte dabei aber wegen der großen Entfernung allzu erhebliche Unkosten.

So war es schließlich ein guter Ausweg, als die Verbindung über Torneå möglich wurde.

Im ganzen gingen in der Zeit vom 18. Oktober 1915 bis zum 30. März 1918, dem Tage des letzten Transports, 41 Züge nach Rußland ab mit zusammen 1016 Waggons.

An deutschen Liebesgaben wurden befördert: 114000 Uniformen,

112000 Paar Stiefel, 90000 Liebesgabenpakete, 47000 Paar Socken, ebensoviele Strümpfe und Hemden. Außerdem 475 Kolli mit Medi⸗kamenten, Verbandzeug, Instrumenten usw., sowie 167 Kisten mit je 12 Paketen an Offiziersliebesgaben. Österreich sandte 198000 komplette Monturen ohne Schuhzeug, 177000 komplette Monturen mit Schuhzeug, 300000 Decken, 150000 Paar Schuhe, 70000 Unter⸗kleider, 20000 Magenbinden, 55000 Dosen kondensierte Milch, 500 Sack Zwieback, 20000 Dosen Fleischkonserven, 100 Kisten In⸗sektenpulver, 500 Kisten Seife, 3200 Kolli mit Medikamenten, In⸗strumenten, Verbandzeug und Desinfektionsmitteln, 121 Offiziers⸗kisten mit je 12 Paketen, 200 Kisten Essigsäure, 660 Kisten Bücher, 500 Kisten mit Liebesgaben mit je 10 Paketen. Auch aus Amerika kamen große Mengen von Kleidungsstücken, Arzneien und anderen Liebesgaben, die im Jahre 1916 von den Delegierten des schwe⸗dischen Roten Kreuzes ausgeteilt wurden.

Anfänglich wurde den Gefangenen in Rußland nicht erlaubt, außer⸗halb des Lagers zu arbeiten, im Jahre 1916 aber wurden sie allge⸗mein zu Arbeiten in Fabriken, Bergwerken, Kanal⸗, Hafen⸗ und Eisenbahnbauten, sowie in der Landwirtschaft verwendet; es wurden sogar die schon nach Sibirien verschickten Gefangenen teilweise zurücktransportiert, um als Landarbeiter im europäischen Rußland eingestellt zu werden. Als Anfang März 1917 nach dem Sturz des Zaren Kerenski zur Macht kam, wurden alle Zivilgefangenen frei⸗gegeben und auch den Kriegsgefangenen wurde eine Besserung ihrer Lage in Aussicht gestellt. Volle Freiheit aber bekamen sie erst im Oktober 1917, als die Bolschewisten auf diese Weise ihrem Brüder⸗lichkeitsgefühl Ausdruck geben wollten.

Durch den Frieden von Brest⸗Litowsk war angeordnet worden, daß besondere deutsche und österreichisch⸗ungarische Gefangenen⸗kommissionen die Fürsorge für die Gefangenen und für ihre Heim⸗sendung übernehmen sollten. Als im Mai 1918 diese Kommissionen in Moskau eintrafen, traten mit Zustimmung des schwedischen Roten Kreuzes die bisherigen Delegierten in den Dienst dieser Kom⸗missionen, rechneten ab und widmeten sich nun der Heimführung der Gefangenen. Zunächst wurden die Lager im europäischen Ruß⸗land entleert, was im großen Ganzen Ende Juli vollzogen war, so⸗weit nicht die Gefangenen sich von den Bolschewisten verlocken

ließen, in ihre Reihen einzutreten. Nun sollten die sibirischen Lager an die Reihe kommen, da aber kam der Aufstand der tschechischen Gefangenen, hervorgerufen *angeblich* durch eine deutsche Note an die Sowjetregierung, alle tschechischen Kriegsgefangenen von neuem zu inhaftieren. Jedenfalls war die Folge ein ernst zu nehmender Aufstand, den die Tschechen Ende Mai 1918 gegen die Bolschewisten in Szene setzten, in der Absicht, die weitere Heimsendung der Kriegsgefangenen, von denen noch etwa 300000 in Sibirien schmachteten, zu verhindern. Sie gingen rücksichtslos gegen die Kommissionen vor, verhafteten an mehreren Orten ihre Mitglieder und verschleppten sie nach Sibirien. Einige der Kommissionen wurden über Amerika wieder nach Hause geschickt. Das Ergebnis war, daß im August 1918 nur noch in Petersburg, Moskau, Wologda, Jaroslaw, Kostroma und Bologoje Kommissionen stationiert waren, die, so gut sie konnten, ihre Arbeit fortsetzten. Zu beklagen ist, daß zwei der Delegierten bei ihrem Werk der Menschenliebe auf grausame und rohe Weise von den aufrührerischen Tschechen und ihren Helfershelfern ums Leben gebracht wurden. Der eine, Ingenieur Kleberg, wurde in Taschkent am 23. Januar 1919 erschossen, der andere, ein Dr. Hedblom, in Chabarowsk von einem Kosakenoberst ermordet, beide ohne jedes Verhör, weil man sie der Spionage beschuldigte.

Von den Gefangenen in Sibirien sollen viele, viele den mehr als 10000 km weiten Heimweg über den Ural zu Fuß angetreten haben, als sie nach dem Vordringen der Bolschewisten frei wurden; wahrscheinlich haben sie es vorgezogen, auf dem Heimwege zu sterben, als weiter die Schrecknisse des Lagers zu erdulden.

Die schwedischen Delegierten besuchten sozusagen sämtliche Gefangenenlager Rußlands, und in ihren Berichten ist ein ungeheuer reiches Material zur Kriegsgeschichte enthalten, das vielleicht einmal noch gebührend ausgeschöpft wird. Im allgemeinen ist zu sagen, daß, so furchtbar die Verhältnisse an manchen Orten waren, an andern doch wieder getan wurde, was unter den unglücklichen Verhältnissen möglich war, den Gefangenen ihr Los zu erleichtern. Bemerkenswert ist die Ansprache des Fürsten Koguscheff in Ufa an die bei ihm arbeitenden Kriegsgefangenen: »Unglückliche Umstände haben uns zusammengeführt. Weder ihr noch ich können etwas

daran ändern. Wir müssen versuchen, das beste herauszuholen, denn im Grunde sind wir ja alle verirrte Brüder. Wenn ihr eure Schuldigkeit tut, werde ich versuchen, die meine zu tun. Behandelt euch jemand von meinen Leuten schlecht, so könnt ihr euch mit vollem Vertrauen an mich als höchste Instanz wenden, und ich werde eine gerechte Entscheidung fällen.« Das waren nicht nur schöne Worte, sondern der Fürst setzte sein Vorhaben auch in die Tat um.

Aus den sibirischen Lagern kamen wenig erfreuliche Nachrichten: eine Kälte von 50 Grad Celsius, kärgliche Nahrung, die in der Hauptsache aus saurem Brot und Suppe (heißem Wasser) bestand, Krankheiten aller Art, Schmutz und Ungeziefer.

In dem Buche des Roten Kreuzes stechen die Kapitel über die deutschen Gefangenenlager, die etwa die Hälfte des Buches ausmachen, stark — und erfreulich — von den russischen Zuständen ab, wobei allerdings nicht vergessen werden darf, daß trotz allem doch in Deutschland mit seinen reichen Verkehrsmitteln, mit seinem gemäßigten Klima und seiner ganzen Ordnung die Lage an sich günstiger war. In gewissem Sinne aber bedeuten diese Kapitel eine Ehrenrettung für uns Deutsche, denn von den Grausamkeiten und der Unmenschlichkeit, die die feindliche Presse uns angedichtet hat, ist wenig darin zu lesen. Es wäre im Interesse Deutschlands zu wünschen, wenn gerade diese Kapitel in der Welt Verbreitung fänden. Es ergibt sich aus ihnen, daß die Deutschen, so groß auch ihre Not war, doch immer Menschen blieben und fremdes Leben schonten. Und wenn Schweden aus seinen Dokumenten diese Tatsache konstatiert und laut und vernehmlich ausspricht, so ist das vielleicht nicht die kleinste Liebestat unter all dem, was es für die deutschen Brüder getan hat.

Else Hildebrandt / Vom Wesen der skandinavischen Volkshochschule

Es bedarf wohl keiner näheren Begründung, daß wir uns in einem deutsch-nordischen Jahrbuch heute der Fülle der Anregungen erinnern, die uns die skandinavische Volkshochschule vermittelt hat. Die Tieferblickenden waren sich von Anfang an bewußt, daß die deutsche Volkshochschulbewegung aus deutschvölklicher Eigenart emporwachsen müsse. Dies bedeutete jedoch kein Abschließen von außen, sondern im Gegenteil war mit dieser Erkenntnis das Streben verbunden, all das Beste aufzunehmen, was sich im Auslande gestaltete, wenn es deutscher Eigenart entsprach.

Die skandinavische Volkshochschule hat ein bestimmtes Wesen entwickelt, von dem jeder, der sich einmal mit dieser Einrichtung beschäftigt hat, eine bestimmte Vorstellung hat. Es würde gar nicht möglich sein, daß sich in Dänemark und Schweden auf die Dauer Organisationen den Namen Volkshochschule beilegen könnten, die ihrem Wesen nicht entsprechen. Wie anders in Deutschland! Hier entstehen noch immer Einrichtungen, die gar nichts mit dieser intensiven Volksbildungsarbeit gemein haben, und sie werden nicht mit sicherem Instinkte wie im Norden als Volkshochschule abgelehnt. Man ist sich eben dort im allgemeinen völlig klar über das Ziel, die Organisation und die Methode der Arbeit — obgleich dort wenig theoretische Erörterungen über diese Probleme, in Schweden fast gar keine, erschienen sind und erscheinen, während in Deutschland seit der Revolution die Volkshochschulschriften und -zeitschriften wie Pilze aus der Erde wuchsen, Ministerien Erlasse über das Volkshochschulwesen publizierten, vor Oberflächlichkeit in der Arbeit warnten und offizielle Kurse zur Ausbildung von Volkshochschullehrern abhielten. Bekanntlich enthält sich ja in Dänemark und Schweden der Staat jeglichen geistigen Einflusses auf die Entwickelung der Volkshochschule, unterstützt jedoch die Einrichtungen wie ihre Besucher mit staatlichen Mitteln und bestellt einen Hochschulinspektor, den er aus ihren Reihen erwählt. Er muß dem Staate gegenüber die Verantwortung tragen, daß nur würdige Anstalten unterstützt werden.

Die Volkshochschule dient der seelisch-geistigen Entwickelung der

erwachsenen männlichen und weiblichen Bevölkerung und zwar vorwiegend der werktätigen, die sie zu Persönlichkeiten in der Gemeinschaft und im Staate erziehen will.

Aus dieser allgemeinen Formulierung geht schon hervor, daß im Norden sich jedermann bewußt ist, daß die Volkshochschule nichts mit einer Fachschule zu tun hat, daß sie keine Berechtigungen erteilen und kein Examen abhalten kann.

Sie macht deshalb auch keine Konzessionen an Kreise, für die sie nicht geschaffen wurde, sie führt also auch keine Kurse ein, durch die Kenntnisse erworben werden sollen, die dem Gelderwerb dienen.

Im Anfang ihres Bestehens wurde sowohl in der dänischen wie in der schwedischen Volkshochschule Unterricht in landwirtschaftlichen Fächern eingeführt, bald wurden aber diese Gebiete den landwirtschaftlichen Schulen, die in Schweden aus den Volkshochschulen hervorwuchsen, überlassen als Gebiete, die nicht zum Wesen der Volkshochschule gehören.

Auch darüber ist man sich in Skandinavien einig, daß nur die Heimvolkshochschule dem Wesen der Volkshochschule entspricht. Wir sind in Deutschland zu unserm Bedauern für die nächsten Jahre in der Hauptsache nur auf die Gründung von städtischen Volkshochschulen angewiesen. Fast in jeder Mittel- und Großstadt sind seit der Revolution Volkshochschulen entstanden, während die Zahl ländlicher Volkshochschulen zahlenmäßig kaum ins Gewicht fällt. Und doch müssen wir uns bewußt bleiben, daß die Gemeinschaftsschule — unter der nordischen Volkshochschule verstehen wir in der Regel nur Heimvolksschulen — die Krönung jeder Volkshochschule ist. Wie in Skandinavien glauben wir, daß uns aus dem Schoße wahrer Erziehungsgemeinschaften neues Leben erwachsen wird, wenn sie zahlenmäßig ein bestimmtes Maß nicht überschreiten; denn wir kennen das Schicksalsmäßige, das in der großen Zahl liegt — ihm können wir nicht ausweichen.

Gerade im Gemeinschaftsleben offenbart sich das innere Wesen der skandinavischen Volkshochschule. Beruht doch auf dem Verhältnis von Mensch zu Mensch jede Entwicklung, und diese Beziehung kann sich in höchster Vollkommenheit nur in der Lebensgemeinschaft entwickeln. Durch das gemeinsame Leben knüpfen sich die engen Beziehungen zwischen Meister und Jünger. In ihnen

offenbaren sich die tiefsten innerlichen Kräfte der Lehrerindividualität, wodurch etwas von der Seele des Meisters ausströmt in die der Jünger. Gerade im zwanglosen Zusammensein gibt der Mensch häufig sein Bestes, wo bei loseren Formen die Persönlichkeit des einzelnen sich freier auswirken kann. Und so wird gerade im Gemeinschaftsleben die Eigenart des Hochschullehrers spürbar. Wie es Menschen gibt, unter deren Berührung alles seelische Leben erkaltet, so löst der wahre Volkshochschullehrer jede seelische Erstarrung, unter seinem Einfluß öffnen sich die Lebensquellen seiner Schüler und die guten und starken Impulse und die schöpferischen Kräfte im Menschen, die auch in jedem schlichten Lebenskreise durch lebendiges Wirken hervortreten können, erwachen.

Eben die Gemeinschaft des täglichen Lebens, die Volkshochschullehrer und -Schüler nicht nur zu der gemeinsamen Arbeit, sondern auch zu den täglichen Mahlzeiten und in der Wohnung vereinigt, lassen sie als Kameraden vertraut werden, läßt den Volkshochschüler jede Scheu überwinden, so daß er den Führer in seiner menschlichen Not sucht. Denn gerade während der gesteigerten inneren Entwickelung, die der Besucher während seines Aufenthalts in der Volkshochschule erfährt, werden Kämpfe nicht ausbleiben. In dem Drange, zu den Dingen des Lebens und der Welt eine Verbindung zu gewinnen, treten Hemmungen auf, Zweifel werden lebendig, und in der inneren Bedrängnis ist es dem Volkshochschüler natürlich, eine Aussprache zu zweien bei dem Lehrer und Führer zu suchen.

Durch dieses Gemeinschaftsleben ist auch ein ganz anderes Individualisieren möglich wie in einer Tagesschule oder in abendlichen Kursen. Denn der ganze Mensch wird dem Volkshochschullehrer lebendig mit allen seinen Anlagen und Interessen.

Nur durch die Lebensgemeinschaft sind die stillen und frohen Stunden möglich, die ohne Aufstellung irgendeines Programms zur Feier werden und jedem Besucher der skandinavischen Volkshochschule in unvergeßlicher Erinnerung sind. Ich denke dabei an viele Abende, die ich im Volkshochschulkreise verbrachte, und besonders wieder kommt mir ein Abend auf einer Insel in Mittelschweden in Erinnerung: Dort auf einer der kleinen rotglühenden Schären der Westküste, an denen in der ersten geschichtlichen Blütezeit des

Nordens die Fahrten der Wikinger vorüberführten, stiegen wir an einem hellen Juniabend — schon in Mittelschweden bleiben die Nächte hell um diese Zeit — nach gemeinschaftlich eingenommener Mahlzeit den Wiesenpfad hinan auf die Felshöhe. Und dort, wo man weit hinaus auf das Meer sah — das Symbol einstiger nationaler schwedischer Größe — lagerten wir uns auf die Felsen. Eine junge Lehrerin las uns vor aus Heidenstamms »Karl der Zwölfte und seine Krieger«. Die Bilder aus den Lebensschicksalen Karls, der vielleicht ein Sinnbild der Tragik in der schwedischen Volksseele bildet, faßte besonders inmitten dieser eigenartigen Natur die Zuhörer innerlich an der Seele. Die Kunst hatte uns einen tiefen Blick tun lassen in das Schicksal eines Volkes — jedes Sprechen über das Gehörte hätte die Wirkung verwischt. Ohne jeden äußeren Anstoß löste sich der Eindruck in den gemeinsamen Gesang schwedischer Volkslieder aus.

Die dänischen Volkshochschullehrer sind zum größten Teil Grundtvigianer. Sie sind also nicht nur Anhänger der pädagogischen Prinzipien ihres Meisters, des Vaters der dänischen Volkshochschule Nikolaus Frederik Grundtvig, sondern auch seiner religiösen Ideen. So kommt also der dänische Volkshochschüler — weit mehr als der schwedische — in eine weltanschauungsmäßig fest gefügte Gemeinschaft, zu deren Glied man ihn erzieht.

Dieser Gemeinschaftsgeist wird von Generation zu Generation auch übermittelt durch die eigentümliche Methode, mit der die Bildungsgüter dem Volke übermittelt werden. Jede Stunde ist Erbauung. Der Volksschullehrer gibt seine Seele und nimmt die Seele seiner Hörer. Die tiefe Ergriffenheit, die ihn erfaßt bei der freien Darstellung heimat- und weltgeschichtlicher Probleme, bei der Behandlung des Lebens und der Werke großer Dichter oder der Ideen, die uns Natur und Kosmos ordnen, teilt sich den Hörern mit. Sie werden erweckt wie der immer wieder gebrauchte Ausdruck heißt. Ihr Gefühl wird entflammt, und der Wille zur Arbeit in der Gemeinschaft geboren und gestärkt. In der oberen Abteilung einer Frauenvolkshochschule in Schweden wohnte ich einem Vortrag über die Evolutionstheorie bei. Ich hatte das Gefühl, daß die Stunde den Mädchen zur Andacht wurde. Durch diesen Vortrag zitterte etwas von dem Streben der menschlichen Seele nach immer höherer Voll-

kommenheit, und so wuchs den Mädchen der Wert des Menschengeschlechts durch die Möglichkeit seiner Wertsteigerung, zu der sie selbst an ihrem Teile beitragen können.

Es ist eines der unsterblichen Verdienste Grundtvigs, das Wesen des volkstümlichen Vortrags angedeutet zu haben: die Hervorhebung des Wesentlichen, die innere Lebendigkeit des Volkshochschullehrers — die dazu geführt hat, nur das lebendige Wort gelten zu lassen. Eine dritte Forderung ist die Anschaulichkeit, das Aufbauen des Unterrichts auf dem Vorstellungs- und Erfahrungskreis des Volkshochschülers, — eine Anschaulichkeit, die häufig die Parabeln und Gleichnisse des Evangeliums zeigen. Wenn Christus das Bild vom Samenkorn wählt, so tut er es, weil es Griechen sind, an die er sich wendet, und weil ihnen die Frucht der Demeter ein Symbol der Unsterblichkeit war.

Da es der dänischen Volkshochschule im wesentlichen darauf ankommt — die schwedische Volkshochschule scheint eine andere Entwicklung nehmen zu wollen — sich an das Gefühlsleben ihrer Hörer zu wenden, so ist es fast selbstverständlich, daß sie sich der Kunst, der Musik und der Dichtung, wo sie nur immer kann als Bildungsmittel bedient, als d e r Ausdrucksform, die sich an das Gemütsleben schlechthin wendet und somit wie kein anderes Bildungsgut den Geist der Gemeinschaft erleben läßt. Verlangte doch Grundtvig von der Volkshochschule, daß sie historisch-poetisch sein soll. In fast jeder Stunde in der Volkshochschule hört man jene Lieder, die in ihren Tönen den verschiedenen Stimmungen und Gefühlen des Volkes Ausdruck verleihen: seinem Gefühl zur Religion, zur Natur und angestammten Heimat, seinen verschiedenen Empfindungen der Liebe und Freundschaft, seinem Verhältnis zur Arbeit und Freude, Gesänge, die es bei festlichen Gelegenheiten und bei der täglichen Arbeit im Heim anstimmt. So ist in Dänemark und Schweden der Volksgesang wirklich zum Gemeingut des dänischen und schwedischen Volkes geworden.

Nur allmählich bildete die Volkshochschulgemeinschaft größere Kreise: wir kennen ja die Entstehungsgeschichte vieler Schulen: In kleinem Bauernhause mit tief herniedergezogenem Dach, auf der Landstraße zwischen Lund und Malmö, versammelte der erste schwedische Volkshochschuldirektor Leonhard Homström die ersten paar

Kameraden um sich. Von Anfang an kamen aber die alten Schüler immer wieder zu der Volkshochschule als zu ihrer geistigen Heimat zurück. Mit den früheren Schülern und ihren Eltern und den Freunden wuchs man zu einer großen Gemeinde, so daß die Volkshochschule zu einem Mittelpunkt der Geselligkeit und Bildung für die ländlichen Bewohner werden konnte. Und so entstanden diese großen Festversammlungen, zu denen besonders in Dänemark oft Hunderte von Menschen strömen. Aber nicht nur bei freudigen Gelegenheiten, sondern auch in Sorgenstunden führt den Volkshochschüler der Weg zur alten Heimat zurück. Kaum verging ein Tag, den ich in der Volkshochschule zubrachte, an dem nicht alte Volkshochschüler zu Besuche weilten. So wird die Volkshochschule zum geistigen Heim und zum Kulturzentrum für einen großen Teil der Landbevölkerung.

Und dieser Gemeinschaftsgeist war so stark, daß er die Berufsarbeit des dänischen und schwedischen Bauern beeinflußte. Der Bauer wurde allmählich fähig, seinen engen, beruflichen und sozialen Aufgabenkreis in die Idee der größeren Gemeinschaft einzuordnen. Und so wurden jene gemeinschaftsbildenden Tugenden in ihm erweckt, die u. a. in Dänemark und Südschweden zu jener vorbildlichen Gründung von landwirtschaftlichen Genossenschaften geführt haben, die die dänische Landwirtschaft siegreich den Kampf mit der amerikanischen Konkurrenz aufnehmen und sie in wenigen Jahren den ersten Platz in Europa einnehmen ließ. Alte Volkshochschüler finden wir als Führer und in verantwortlichen Stellen in den Organisationen zur Selbsthilfe. Gerade für den schwedischen Bauern, der nicht wie die Mehrzahl der deutschen Bauernschaft gesellig in der Dorflage lebt, sondern einsam auf seinem Gehöft und zu starkem Individualismus geneigt ist, bedeutete die Arbeits- und Lebensgemeinschaft in der Volkshochschule, wie sie in der Vergesellschaftung im Erwerb nach dem Prinzip der Selbsthilfe zutage tritt, unendlich viel. Und so konnte auch der erste Milchkontrollverein und die erste Genossenschaftsmeierei in Schweden aus Volkshochschulkreisen selbst hervorwachsen.

Es ist wohl kein Zweifel, daß in Deutschland heute keine Gesinnungsgemeinschaft besteht, die die Träger einer wirklichen Volkskultur ist, wie die der Grundtvigianer in Dänemark. Trotzdem

müßten unsere Heimvolkshochschulen wie auch im übrigen Skandinavien eine bestimmte Idee verkörpern, auch nur dann verdienen sie den Namen einer Gemeinschaft. Und zu dieser Gemeinschaft werden sie, wenn Volkshochschulleiter und Lehrer, auch ohne einer größeren Gesinnungsgemeinschaft anzugehören, Persönlichkeiten sind, d. h. Menschen, deren Leben und Handeln durch ein gemeinsames letztes Ziel fest verankert ist, die sich über die Aufgabe der Erziehung bei aller Verschiedenheit der Methoden einig sind.

In der jüngeren schwedischen Volkshochschule finden wir besonders in der letzten Zeit andere Methoden zur Erziehung eines Gemeinschaftsgeistes, Wege, die auch wir in der ländlichen wie auch in der städtischen Volkshochschule gehen wollen. Es ist der Weg zur Arbeitsgemeinschaft! Hier stellt der Volkshochschüler gemeinsam mit den andern Volkshochschülern und dem Lehrer, auf dessen Mitarbeit er angewiesen ist, die wissenschaftlichen Tatsachen fest, beobachtet, zieht Schlüsse und urteilt und erarbeitet so selbst die Ergebnisse der Wissenschaft. Ihm wird auf diese Weise etwas von dem wissenschaftlichen Verantwortlichkeitsgefühl wahrer Forschernaturen zuteil, ein Verantwortlichkeitsgefühl, das sich auch bei dem Volkshochschüler in Wort und Schrift äußern wird, und das in jeder sittlich hochstehenden Gemeinschaft bei jedem ihrer Glieder entwickelt sein muß. Diese Arbeitsgemeinschaft erstreckt sich aber in Deutschland nicht nur auf die geistige Arbeit, sondern auch auf die äußere und innere Organisation der Volkshochschulgemeinschaft, an deren Aufbau die Volkshochschüler produktiv mitschaffen, wodurch die Gemeinschaft bewußt erlebt wird.

Dieses Gemeinsamkeitsgefühl der Hörer kann und wird gestärkt werden durch gemeinsame Veranstaltungen und Aussprachen aller Gruppen eines bestimmten Studiengebietes. Die Musikgruppen veranstalten musikalische Darbietungen, und die in Volkshochschulchören Vereinigten wirken selbst mit. Die Arbeitsgemeinschaft für bildende Kunst wird neben gemeinschaftlichen Führungen durch die Kunststätten der Stadt und der Umgebung Sammlungen aus eigener Initiative anlegen und Ausstellungen veranstalten. Diese produktive Arbeit weist sie ohne weiteres auf die Mithilfe der andern Volkshochschulbesucher, ihrer Kameraden, hin.

Die einzelnen Volkshochschulgruppen bilden so eine Gemein-



DEUTSCHE FERIENKINDER IN SCHWEDISCHER VOLKSTRACHT

schaft, aus der neues Leben für die Gesamtheit wachsen soll. So soll die Gemeinschaft dieser Menschen, in denen Kunst lebendig ist, die Zelle bilden, aus denen die Träger der Kunstpolitik einer Stadt erwachsen, wie die Mitglieder der pädagogischen Gruppe die Träger der Erziehungspolitik einer Gemeinde werden müssen.

So wird auch die städtische Volkshochschule erziehen, und wenn sie auch keine Gesinnungsgemeinschaft darstellt, so wird sie doch auch Einfluß ausüben auf die Entwicklung der Weltanschauung ihrer Hörer. Denn dieser Einfluß macht sich nur geltend durch das Medium der Volkshochschullehrerpersönlichkeit. Und wir wollen, daß auch in der städtischen Volkshochschule nicht nur Wissenschaftler und Forscher lehren, sondern auch Menschen — Persönlichkeiten. Wenn diese auch ihre Wissensgebiete objektiv behandeln, d. h. daß sie den Tatbestand und die logischen Schlußfolgerungen aus diesem Tatbestand von ihrer subjektiven Meinung trennen, so werden sie mit dieser subjektiven Meinung doch keineswegs zurückhalten. Und je stärker sie als Persönlichkeiten sein werden, desto gewaltiger wird ihr Einfluß auch auf die menschliche Entwicklung der Volkshochschüler sein.

In der deutschen städtischen Volkshochschule fehlt die Einheitlichkeit der Weltanschauung, aber auch hier drängt alles nach Beziehungen zwischen Menschen und Menschen. Bilden diese Beziehungen doch auch die Grundlage jeder produktiven Arbeit der Volkshochschüler und des Gelingens jeder Arbeitsgemeinschaft zwischen ihnen und den Lehrern. Wenn aber auch die städtische Volkshochschule bei der Verschiedenartigkeit der Überzeugungen ihrer Lehrer und Schüler keine Gesinnungsgemeinschaft darstellen kann, so wird sie doch durch die Aufstellung bestimmter Bildungsziele eine Bildungsgemeinschaft sein müssen. Bei aller Verschiedenheit der Methode werden sich die Lehrer über die Aufgaben der Volkshochschule wie in Skandinavien einig sein müssen, und auch die Hörer werden geeint durch die Bedeutung, die sie alle den geistigen Gütern zugestehen — durch ihr metaphysisches Bedürfnis.

Walter Rothbarth / Die Exlibris-Bewegung in Skandinavien

Das Exlibris, die das Eigentumsrecht an einem Buche bekräftigende, auf den inneren Einbanddeckel geklebte Marke des Besitzers, hat sich in den letzten Jahrzehnten in solchem Maße und in weiten Kreisen wieder eingebürgert, daß wir uns für diesen kurzen Überblick hinsichtlich der nordischen Länder eine nähere Begriffsbestimmung ersparen können. Die Befürchtung ist wohl überflüssig, es könne uns ergehen wie dem geschätzten Kenner der Gebrauchsgraphik und insbesondere um die Exlibrissache hoch verdienten jetzigen Senatspräsidenten Walter v. Zur Westen, der vor zwanzig Jahren auf eine Anfrage hin aus Wiener literarischen Kreisen die Rückfrage erhielt: »Exlibris — ist das a Mehlspeis'?« Viele tausende Bibliothekzeichen sind in den letzten fünfunddreißig Jahren in den Ländern der alten und neuen Welt entstanden. Auch im Nordlande haben zwei Generationen von Künstlern den trefflichen alten, nie ganz ausgestorbenen Brauch, Bücher mit dem Besitzerzeichen zu schmücken oder doch auszustatten, wieder zu Ehren bringen können.

Wer sich je mit diesen interessanten Blättern eingehender beschäftigen konnte oder Exlibris in Museen, auf Ausstellungen und Versteigerungen sah, der weiß auch, daß die Bibliothekzeichen auf eine durch die Jahrhunderte zurückreichende Ahnenreihe blicken können. Auch für die drei nordischen Reiche bedeutet das Exlibris nichts Neues: In Schweden, Dänemark und Norwegen übte man den Exlibrisbrauch, wie in Deutschland, schon vor Jahrhunderten. Trotzdem kann man wohl sagen, daß jedes dieser Länder, wenn auch nicht zu allen Zeiten, seine typische Exlibriskunst unterhalte und auch heute noch besitzt. Auch in dieser tritt uns — allgemein gesprochen — nationale Eigenart in hervorragender Weise entgegen. Der Natur des Heimatlandes entnimmt die Kunst eines jeden Volkes ihre Motive, wie wir überall, beispielsweise an der Entwicklung des Ornaments, beobachten können. Mann und Tier, Pflanze und Land, Zeit und Kultur, Geschmacksrichtungen, Ideale, Weltanschauungen spiegeln sich in jeder nationalen Kunst, die wiederum erst dieses Vielerlei zur lebendigen Einheit verschmilzt. Wie die künstlerisch sehr wertvolle altnordische Holz-Architektur

auf keinem anderen Boden als dem Skandinaviens und Islands entstanden sein kann (hier steht sie mit der nordischen Landschaft in vollkommener innerer und äußerer Harmonie!), so haben auch nordische Malerei und Graphik besondere Eigenart, die nicht anderwärts Wurzel schlagen und fortgedeihen kann. Verpflanzt, würde sie immerhin doch als fremd empfunden werden müssen. — Norwegische Zierformen sind starrer, düsterer als die weichen, heiteren dänischen Schmucklinien; Schweden scheint mit seinem Ornament vermittelnd zwischen beiden zu stehen. Die Natur im Wechsel der Landschaftsbilder und das überall anders geartete Klima formen die Menschen und vor allem die Seele des Künstlers. Völkerpsychologisch spielt natürlich auch die Vorliebe für diese oder jene besondere Farbe oder Farbenzusammenstellung eine bedeutende, vielleicht noch gar nicht einmal genügend gewürdigte Rolle. Leider verbietet der geringe zur Verfügung stehende Raum, bei solchen Gedankengängen länger zu verweilen.

Am wichtigsten für unseren Überblick über die nordische Exlibriskunst ist Schweden, das reiche Ausbeute an Gebrauchsgraphik liefert. Mit einem um das Jahr 1595 wahrscheinlich von einem deutschen Stecher gefertigten hübschen Wappenkupfer für Thuro Bielke beginnt die lange Reihe der schwedischen Exlibris. Bereits vor dem genannten Jahre war es auch in Schweden Sitte, dem Einbanddeckel der Bücher Marken, Namen oder Monogramme aufzuprägen: die pärmstämpel (in Deutschland mehr schlecht als recht »Superexlibris« genannt). Diese »Einbandstempel« spielen in der schwedischen Exlibrisliteratur eine große Rolle; sie sind aber nach unserem Dafürhalten nicht das, was man im letzten Sinne unter Exlibris versteht, — von Künstlerhand geschaffene und vervielfältigte, in die Bücher zu klebende Besitzerzeichen. Leider sind unter den zahlreichen schwedischen Blättern bis weit in das achtzehnte Jahrhundert hinein nennenswerte künstlerische Leistungen nicht anzutreffen. Erst die Zeit des Rokoko weist eine beachtenswerte Anzahl guter Exlibris schwedischen Ursprungs auf. Man begegnet auf diesen hübschen Blättern graphischer Kleinkunst manchem Künstlernamen von Klang. Sie hier aufzuzählen, würde zu weit führen. Bezeichnend ist, daß nach dem Beginn des neunzehnten Jahrhunderts die Exlibriskunst bei unserem nordischen Brudervolke verfällt,

weil auch hier der Brauch in Abnahme kommt. Erst in den neunziger Jahren beginnt sie — in der Hauptsache von Deutschland angeregt —, wieder der Blüte entgegenzuwachsen. Unter den im letzten Menschenalter in Schweden geschaffenen Exlibris ist recht viel Gutes anzutreffen. U. a. haben Carl Larsson, der geniale Karikaturist Albert Engström, der Porträtmaler Oscar Björck, der Illustrator Arthur Sjögren, Robert Haglund, Agi Lindegren, Ingeborg Uddén, Max Mirovsky (siehe die Abbildung!), Lydia Skottsberg — um nur einige von den vielen Künstlern herauszugreifen — wirkungsvolle und typische Exlibris entworfen. Von Lindegren, einem Architekten, rührte das Monogramm-Exlibris für König Oscar II.



her: ein zweigumranktes O mit der eingeschriebenen römischen Zwei, darüber die schwedische Krone. Unter dem O ist des Königs Wahlspruch zu lesen: »Öfver djupen mot höjden« (»Über Tiefen zu den Höhen empor!«), erinnernd an das Per aspera ad astra der mecklenburgischen Landesfürsten, die einst ja auch in der schwedischen Geschichte eine Rolle spielen konnten.

Zu Anfang des Jahres 1908 gab die schwedische Vereinigung für Buchgewerbe in einer Exlibrisausstellung im Stockholmer Nordischen Museum einen hochinteressanten Gesamtüberblick über drei Jahrhunderte Exlibriskunst in Schweden.

Da traf man u. a. auf die Exlibris der Banér, Brahe, de la Gardie (des einstigen Besitzers des Codex argenteus), Linné, Nordenskiöld. Häufig findet man in Schweden auch »redende« Exlibris (z. B. zeigt

das Blatt eines Herrn Cederström eine Ceder an einem Flusse). Mehr als bei uns wird in Schweden der Stahlprägedruck ausgeführt, der mit der Hand hergestellte Gravüren ebenso wie mechanische Ätzungen in Strich- oder Tonmanier prächtig zur Geltung kommen läßt.

Die schwedischen Freunde des Exlibris besitzen auch eine glänzende Literatur ihres Faches. C. M. Carlander ließ sein mehrbändiges Werk »Svenska bibliotek och exlibris« in den Jahren 1896—1904 bereits in zweiter Auflage erscheinen. Der schon genannte Künstler Arthur Sjögren hat mehrere wertvolle Monographien aus unserem Gebiete geschrieben und gibt seit 1911 die gut ausgestattete »Svensk Exlibris Tidskrift« (Stockholm bei Bröderna Lagerström) heraus.

Wie in Deutschland, so kann man auch im Nordland den Werdegang des Exlibris, das ja ein Sprößling der Heroldskunst ist, genau beobachten. Zur Zeit der Großmachtsstellung Schwedens und Dänemarks hatten wie in Deutschland die Adels- und Patriziergeschlechter die führende Rolle. Demzufolge herrschen auch in diesen Ländern in älterer Zeit die Wappenblätter vor. Das fällt bei einer Durchsicht schwedischer Exlibrissammlungen sofort ins Auge, weit mehr noch prägt es sich bei dänischen aus. Das erste für Dänemark in Betracht kommende Exlibris stammt aus der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts. Es ist ein reich geschmücktes Wappen, 1554 auf den Buchdeckel eines Herluf Trolle gezeichnet. Aus dem kriegerischen siebzehnten Jahrhundert sind zahlreiche dänische Bibliothekzeichen auf uns gekommen, noch mehr aus dem achtzehnten, die fast alle heraldische Darstellungen bringen. Auch Ludwig Baron Holberg, der dänische Molière, besaß ein Wappenblatt (redend: hohler Berg), gestochen von O. H. v. Lode. Ein etwa 1800 entstandener Kupferstich mit Wappen über Namen und Nummer gehörte Johannes Holst aus Flensburg. Im neunzehnten Jahrhundert ruhen auch in Dänemark Stichel, Nadel und Stift fast ganz. Seit dreißig Jahren gibt es indessen wieder eine Exlibriskunst im nordischen Nachbarreiche. Der Architekt Thorvald Bindesbøll (1846—1908) zeichnete nach Anker Kysters Bericht im Jahre 1888 sein erstes Exlibris. Er hat in den letzten zwei Jahrzehnten seines Lebens mehrere Hundert charakteristische Doppelmonogramm-Exlibris geschaffen. Ein anderer bekannter Architekt, Vilhelm Bruun, entwarf 1898 das

hier im Bilde wiedergegebene schlichte und doch wirkungsvolle Ex-libris des Prinzen Christian, jetzigen regierenden Königs von Dänemark, das der Besitzer für alle seine Bücher benutzte. Das Blatt ist eine Seltenheit und von den Sammlern recht begehrt. Erwähnt sei hierzu, daß die beiden verschlungenen C alter Tradition entsprechen und in Dänemark wie Schweden seit Jahrhunderten als Königs-namen-Abkürzungen bekannt waren. Sie finden sich auf schwedischen Einbänden aufgeprägt, auf dem Avers dänischer Münzen usw. Sonstige bedeutende Schöpfer moderner dänischer Exlibris sind der Illustrator Holbergs und Andersens, Professor Hans Tegner, Professor Joakim Skovgaard, die beide eine ganze Reihe



Eignerzeichen geschaffen haben, Gudmund Hentze, der seit 1898 Exlibris radierte und zeichnete, Professor Carl Thomsen und viele andere.

Den Exlibris Bindesbølls und Bruuns ist es offenbar zuzuschreiben, daß Karl Emich Graf zu Leinigen-Westerburg, einer der bekanntesten deutschen Sammler und Kenner auf unserem Gebiete, im Oktober 1908 sagte: » . . . Auffallend ist es, daß die Mehrzahl der modernen dänischen Exlibris nur eine Ausstattung mit Monogrammen aufweist, die bekanntlich den Buch- und Exlibrisbesitzer nur undeutlich oder, Fremden gegenüber, gar nicht verkünden . . . . . . Dänemark steht mit dieser Monogrammserie fast allein da. . .« Graf Leiningen hatte dabei offenbar dem Umstande, daß beide Künstler Architekten waren, nicht genügend Rechnung getragen, oder es war

ihm nicht bekannt, welche wichtige Rolle das Monogramm als Ornament an den Fassaden dänischer Bauten spielt. Ganz besonders fällt dies dem Kopenhagen besuchenden Fremden auf. Mit der Wiederbelebung der graphischen Kunst tritt auch das einfache Monogramm-Exlibris in den Hintergrund, um mehr bildlichen Darstellungen Platz zu machen.

Um die Literatur über dänische Exlibris machte sich Poul Frost-Hansen in Kolding besonders verdient, der unter dem Pseudonym Otto Wang mehrere einschlägige Schriften veröffentlichte und (seit 1918) die Zeitschrift »Exlibris Revuen« bei Hagerup in Kopenhagen herausgibt.—Das Werk Bindesbølls verzeichnete der bekannte Buchbinder Anker Kyster in einem 1917 erschienenen, mit vielen Abbildungen versehenen Schriftchen. —

Wenn die norwegische Exlibriskunst nicht von ähnlicher Bedeutung ist wie die schwedische und dänische, so liegt das einmal daran, daß die norwegische bildende Kunst überhaupt noch sehr jung ist; eine norwegische Malerei gibt es erst seit dem neunzehnten Jahrhundert. Zum anderen scheint die ganze Bewegung im Lande der Fjorde und der Mitternachtssonne nicht übermäßig festen Fuß gefaßt zu haben; wenigstens ist nach Deutschland nicht viel von den Erzeugnissen dieser Kleinkunst aus Norwegen gedrungen. Das Land hat — außer in der Architektur — im Kunstgewerbe (Weberei, Goldschmiedekunst) einen eigenen, auf alte Motive zurückgreifenden Stil. In der Graphik aber hatte man es bis in die letzten Jahrzehnte hinein noch nicht zu besonders ausgedrückten Formeigentümlichkeiten gebracht. Sehr beliebt waren anscheinend englische dekorative und heraldische Muster; viele norwegische Bücherfreunde besitzen daher von britischen Künstlern entworfene Exlibris. Ein gutes Porträt-Bibliothekzeichen schuf Olav Rusti für den Bankdirektor O. J. Larsen in Bergen (1905); auch Thorolf Holmboe, dem der künstlerische Buchschmuck manches zu danken hat, schuf Beachtenswertes. Das Beste hat hier zweifellos Gerhard Munthe geleistet, Norwegens Meister in der dekorativen Malerei, der in seiner Kunst die Gegenwart mit dem nordischen Mittelalter verbindet, indem er seinen Formenschatz dem Erbgute seines Volkes entnimmt. Seine wenigen Exlibris stellen sich ebenbürtig seinen Märchen-Illustrationen an die Seite; was er schafft, scheint Glas-

malern und Teppichwebern als Vorlage dienen zu sollen. Er ist ein strenger Stilisierer, nur mit Umrissen und Farbengegensätzen arbeitend. Genannt seien außerdem noch A. Bloch, von dem heraldische Blätter bekannt geworden sind, und der junge Kunstgewerbler A. M. Olsen, der als Schüler C. Wolbrandts unter deutschem Einfluß steht.

Daß deutsche Kunst auch im Nordland Geltung hat, geht schon daraus hervor, daß sehr viele nordische Künstler ihre Studienjahre in Deutschland verbringen. Umgekehrt verdanken ja auch deutsche Maler und Graphiker dem Norden manche Anregung. Auf dem Gebiete des Exlibris aber ist von nordischer Beeinflussung auf deutsches Kunstschaffen nicht allzu viel zu spüren. Wohl sieht man beim Durchblättern deutscher Exlibrissammlungen, daß auch eine Anzahl deutscher und österreichischer Künstler Eignerzeichen für Nordländer geschaffen hat, so u. a. Franz von Bayros, Joseph von Divéky, die humorvolle Münchenerin Mathilde Ade, Maxim Joseph Gradl. Aber es scheint doch, als ob der in Deutschland zur Zeit herrschende Geschmack dem Nordländer weniger zusagt. Umgekehrt ist uns nicht bekannt, daß nordische Künstler für Deutsche Exlibris-Blätter gezeichnet hätten. Anzunehmen ist aber, daß deutsche wie nordische Künstler gegenseitig Anregungen von einander auch hier empfangen haben. Der lebhafte Tauschverkehr sorgt schon für das Bekanntwerden der kleinen Blätter. Ihm dient seit Jahren ein Sammlerverein in Stockholm, ebenso wie der Berliner »Deutsche Verein für Exlibris und Gebrauchsgraphik«, dem auch Freunde des Bibliothekzeichens aus den drei nordischen Königreichen als Mitglieder angehören.

Harald Hansen / Im Fluge nach dem Norden

Im Fluge nach dem Norden« wurde im Frieden ein sehr bekanntes Touristenhandbuch über Skandinavien genannt. Man sah drei Vögel in Frühlingssonne über die Wolken nördlich eilen, unter ihren Füßen der Norden mit all seinen Schönheiten ausgebreitet. Sie hatten nur zu wählen, wo sie sich niederlassen wollten. Sie hatten die dunstige Luft des Südens verlassen, um die frische Luft des Nordens in vollen Atemzügen zu trinken.

Immer, wenn ich dieses Bild sah, kam das Verlangen über mich, den Vögeln gleich nach Norden zu fliegen. Der lange Krieg und die Revolutionswirren lagen noch wie eine dicke erdrückende Luftschicht über Deutschland, als ich eines Tages Dr. Sablatnig, den bekannten deutschen Flieger und Flugzeugkonstrukteur, traf.

»Wir wollen nach dem Norden fliegen,« sagte ich. »Neue Luft kann uns nichts schaden. Wir werden dann sehen, daß die Welt doch nicht ganz so verdreht ist, wie man es fast glauben muß, wenn man sich immer hier in diesen Wirren herumtreibt. Die Dänen haben jetzt eine Flugzeugausstellung. Wir können dort, wenn Sie wollen, Ihr neues Kabinenfahrzeug vorführen.«

»Fliegen wir!« sagte Sablatnig. Dem Entschluß folgte bald die Tat. Auf eine Einladung des Kopenhagener Blattes »Berlingske Tidende« startete am 21. April 1919 das Kabinenfahrzeug D. 91, von Sablatnig geführt, als erstes deutsches Flugzeug nach Kriegsschluß mit Kopenhagen als Ziel.

In der freundlichen, für vier Personen berechneten Kabine schlug ich mein Heim auf. Gegen starken Gegenwind arbeitete sich die Maschine wacker vorwärts, von einem 220 PS Benzmotor getrieben, über die flachen, eintönigen Ebenen Norddeutschlands, wo sich schon der nahende Frühling hier und dort mit zarten Schleiern ankündigte. In einer Höhe von 2400 Metern sichteten wir die Ostsee und schon über Warnemünde die weißschäumende Brandung an der dänischen Küste. — Schnell ging die Fahrt über das freundliche Falster und Seeland bis Kopenhagen, der Stadt der schönen Türme, die selbst aus luftiger Höhe herab einen imponierenden Eindruck machten. Eine nach Tausenden zählende Volksmenge zeigte den

Flugplatz auf Amager an. Man wartete hier mit Spannung auf unsere Ankunft, kam doch etwas Neues aus dem Süden zum ersten Male nach jahrelanger Abschließung durch den Krieg. Gewiß kannte man Flugzeuge von verschiedenen Typen, aber einen mit einer Kabine ausgerüsteten Luftomnibus, wie der Volksmund rasch die Maschine getauft hatte, hatte man noch nicht erlebt. Unsere Aufnahme von seiten der Behörden, von Presse und Publikum war sehr freundlich. Als Dr. Sablatnig einige Passagierflüge veranstaltete, schlugen sich die Leute beinahe im Eifer, daran teilnehmen zu dürfen.

Einige Tage darauf kehrten wir wieder nach Berlin zurück. Kurz vor vier Uhr nachmittags fuhren wir ab, gegen sieben Uhr konnte ich wieder Unter den Linden promenieren. Da erinnerte ich mich, daß ich einige Exemplare der um halb vier Uhr nachmittags in Kopenhagen erschienenen Abendausgabe der »Berlingske Tidende« in der Tasche hatte. Schnell trat ich in ein von Skandinaviern vielbesuchtes Restaurant Unter den Linden. Ohne bemerkt zu werden, spannte ich ein Exemplar der »Berlingske Tidende« in den Zeitungshalter. Es dauerte nicht lange, bis einige dänische Reisende kamen, um sich die Zeitung zu holen und darin zu lesen.

»Was haben wir heute für einen Tag?« fragte der eine, »Sonnabend!« antwortete der andere.

»Das glaubte ich auch. Aber wie geht es zu, daß hier bereits die heutige Abendausgabe der »Berlingske« aufliegt?«

Der andere sah hin. »Es ist unmöglich, daß eine Zeitung wie die ‚Berlingske' falsch datieren kann,« sagte er.

Und die beiden spekulierten über die Lösung des Rätsels, die gar nicht so einfach war, besonders als sie entdeckten, daß die Kopenhagener Zeitung bereits eine ziemlich ausführliche Nachricht aus der »B. Z. am Mittag« vom gleichen Tage übernommen hatte. Ohne es zu wissen, waren sie hier in Kontakt mit der Zukunft gekommen...

Ein Monat später wurde für eine neue Fahrt gerüstet. Der deutsche Luftomnibus hatte auch in Schweden lebhaftes Interesse erregt. Am 11. Mai wurde der von »Svenska Dagbladet« in Stockholm arrangierte Flug Berlin—Kopenhagen—Stockholm gestartet. Im schönsten Sommerwetter, von allen Göttern unterstützt, erreichten wir mit D. 103 in anderthalb Stunden wieder die dänische Hauptstadt. In unserem Gepäck führten wir eine stattliche Anzahl Berliner Mittags-

zeitungen mit, die ungefähr zwei Stunden nach Erscheinen in den Straßen Kopenhagens verkauft werden konnten, zum Erstaunen und zur Freude aller Interessierten. In wenigen Minuten waren die Zeitungen vergriffen und erzielten später bei Liebhabern Phantasiepreise. Ungefähr zu gleicher Zeit erreichte ein dänisch-französischer Flieger Kopenhagen und brachte die Morgenausgabe des »Temps« mit. Wieder ein Stück Zukunft!

Am folgenden Sonntag wurde morgens die Weiterfahrt nach Stockholm angetreten. Während der Fahrt schilderte ich auf der Schreibmaschine meine Reiseeindrücke. — Als wir über die schwedischen Provinzen flogen, mußte ich an Selma Lagerlöfs »Nils Holgersson«, den glücklichen Jungen, denken, der auf einem Gänserücken über sein schönes Vaterland fliegen und in seine Geheimnisse hineinsehen durfte. Gerade als ich einen leichten Vormittags-Whisky-Soda trank, gingen wir über einem farbigen Blumenbeet herunter — so glaubte ich wenigstens zuerst. — Als ich näher hinsah, entwickelten sich die Blumen zu bunten Sonnenschirmen der Stockholmer Damen, die in der Frühlingssonne aus 1000 Meter Höhe farbensprühende Blumenrabatten vorgetäuscht hatten.

Um seinen Lesern die große Bedeutung des Passagierverkehrs durch die Luft zu zeigen, hatte »Svenska Dagbladet« einen Fahrplan mit genauen Zeitangaben herausgegeben. Die festgesetzte Zeit wurde genau innegehalten; wir hatten die verschiedenen Punkte fahrplanmäßig passiert, als wären wir ein Eisenbahnzug auf der »Terra firma«.

Die Aufnahme bei den Stockholmern war von einer liebenswürdigen Begeisterung getragen. Die herzlichen und verständnisvollen Worte, die auf dem von »Svenska Dagbladet« auf Hasselbacken mit dem Chefredakteur des Blattes Dr. Helmer Key als liebenswürdiger Wirt veranstalteten Bankett zu unserer Begrüßung gesprochen wurden, gaben ihr offiziellen Ausdruck. Die Anwesenheit des deutschen Gesandten Freiherrn von Lucius, Prinzen von Wied, der Generaldirektoren der schwedischen Eisenbahnen, der Postverwaltung und der Vertreter der schwedischen Militärbehörden hob das Fest über den Rahmen einer privaten Veranstaltung hinaus. Und zum ersten und sicher nicht zum letzten Male konnten die Stockholmer gleichzeitig mit den Kopenhagenern die »Berlingske Ti-

dende« lesen. Die Rückfahrt wurde über Gothenburg angetreten. Frühstück in Stockholm, Mittagessen in Gothenburg, Souper in Kopenhagen — wären wir am gleichen Abend weiter geflogen, so hätten wir noch in Berlin ein Nachtkabaret besuchen können. Boten die Flüge auch flugtechnisch nichts Ungewöhnliches, so zeigten sie doch den Nordländern, daß sich die deutsche Flugtechnik während des Krieges in hervorragender Weise entwickelt hatte und gaben für diejenigen, die denken wollten, einen Blick in die Zukunft.

— —

Ein anderes Bild!

Anfang September 1912 stand ganz Kopenhagen auf den Dächern, nur nach Süden zu spähend. Die Stadt war in höchster Spannung und Erwartung. — Die »Hansa« unter Führung des alten Grafen Zeppelin war im Anflug, das erste Luftschiff, das das noch unberührte nordische Luftmeer durchqueren sollte. Eine Menge Kopenhagener, die den Mut hatten, sich dem greisen Steuermann anzuvertrauen, machten die Reise von Hamburg nach Kopenhagen durch die Luft mit. Es war gewiß kein geringes Risiko damals — manches Zeppelinluftschiff war schon zu Schaden gekommen und vernichtet worden. Aber man baute auf den alten Grafen, hoffte auf seinen guten Stern und machte die Fahrt mit.

Die ganze Stadt rief begeistert Hurra, als die »Hansa« endlich über dem Häusermeer Kopenhagens schwebte. Man hatte das Schiff schon mehrere Tage erwartet, doch immer war seine Abreise verschoben worden. Man sagte, die ungünstige Witterung sei daran schuld, aber es war das herrlichste Wetter. Die Kopenhagener Bevölkerung konnte den Aufschub nicht verstehn. Besonders im Hafen erregte die Ankunft des Luftschiffes die größte Aufmerksamkeit. Dort draußen war erst gestern ein ansehnliches englisches Geschwader vor Anker gegangen und hatte neben einigen russischen Kriegsschiffen festgemacht. Sollte dies nicht der Grund für das »schlechte Flugwetter« gewesen sein, trotzdem sich ein blauer Himmel über Dänemark wölbte! Man hatte mit dem Beginn des Schauspiels gewartet, bis sich auch die Engländer im Parkett eingefunden hatten. Aber in dem Jubel über das Erscheinen des Luftschiffs mit dem Grafen vergaß man diese kleine, den Engländern zugedachte Liebenswürdigkeit. Nur eine Stunde lang blieb das Luftschiff als Gast in

Kopenhagen. Dann »dampfte« es wieder nach Süden ab. Und die guten Bürger der Stadt standen noch lange mit ihren Ferngläsern auf den Dächern, bis die kleine Wolke in stolzem Flug am Horizont in der Richtung nach Hamburg den Blicken entschwand.

Sieben lange Jahre sollte es dauern, ehe wieder ein »Zeppelin« eine nordische Hauptstadt besuchen konnte. Der Weltkrieg war dazwischen gekommen, und die Zeit war nicht geeignet für friedliche Besuche im Ausland. Ganz vergessen hatten die Dänen den »Zeppelin« wohl nicht, denn drüben an der jütländischen Westküste hatte sich während des Krieges das Ohr an den Lärm der Motoren so gewöhnt, daß man kaum mehr in die Luft sah, wenn man das Surren der Propeller hörte. Fast täglich waren die »Zeppeline« die Küste entlang gesegelt, um über der Nordsee nach dem Gegner zu spähen.

Endlich war der Friede da, und es war Zeit, auf dem Gebiete der Luftschiffahrt dem Auslande die während der Kriegszeit gemachten Fortschritte zu zeigen. Man wußte, daß sich ein deutsches Zeppelinschiff 96 Stunden in der Luft gehalten hatte auf der Fahrt nach Ostafrika, die nur durch ein Mißverständnis nicht zum Ziel geführt hatte. Und man wußte noch so vieles andere. Wahrheit und Dichtung verwoben sich miteinander, so daß ein fast märchenhaftes Gewebe daraus entstand. Da während des Krieges bestimmte Mitteilungen nur recht spärlich bis ins Ausland durchsickerten, so hatte die Phantasie reichlich Spielraum gehabt. Aber davon war man überzeugt, daß die Entwicklung der Zeppelinluftschiffe während des Krieges außerordentlich vorangeschritten war. Niemand zweifelte eigentlich daran, daß der Tag bald kommen müßte, wo die »Zeppeline« im internationalen Verkehr eine große Rolle spielen würden.

Um einen Anfang mit der Verwirklichung von Zukunftsplänen zu machen, wurde zwischen der Delag und Svenska Lufttrafikbolaget ein Übereinkommen getroffen, mit einem deutschen Luftschiff eine Fahrt Berlin—Stockholm—Berlin zu wagen. Das Interesse war auf beiden Seiten sehr groß. Das Bureau der Hamburg-Amerika-Linie wurde von Reiselustigen förmlich belagert. Trotz des ziemlich hohen Fahrpreises waren die Karten sehr schnell ausverkauft. Man

drängte sich zu dieser in mehr als einer Beziehung historisch geworden Fahrt.

Wir waren neben einer Besatzung von ungefähr 20 Mann 22 Passagiere, Schweden, Deutsche, Amerikaner, — mit einer Ausnahme nur Herren an Bord, als am 8. Oktober 1919 um 5,30 morgens die »Bodensee« in Staaken mit Stockholm als Ziel in die Lüfte stieg. Die Passagiere fühlten sich sehr schnell zu Hause in der sehr geschmackvoll ausgestatteten Kabine des Luftschiffs, die in hohem Grade an den Salon eines »train de luxe« erinnerte. Man saß sehr bequem auf Polstersesseln oder bewegte sich frei im Raum. Ohne von dem Motorgeräusch gehindert zu sein, konnte man sich mit seinen Mitpassagieren nach Herzenslust unterhalten. Ein aufmerksamer Diener servierte das erste Frühstück. Während man durch die frühen Morgennebel glitt, die unten das Land den Blicken entzogen, trank man seinen Kaffee oder Tee, wie man es wünschte. Die Stimmung war die beste. Bald kannten sich alle Passagiere und sahen sich trotz der frühen Morgenstunde in der angeregtesten Konversation. Mitten in die schönen Reden tönte das Klappern von Schreibmaschinen — mitreisende Journalisten waren schon eifrig bei der Arbeit, ihre ersten Erlebnisse niederzuschreiben. Und kurze Zeit darauf war bereits der Telegraphist vorn auf der Brücke damit beschäftigt, unsere Reiseeindrücke nach Vaxholm zu funken.

Allmählich war es heller geworden, der Nebel wurde durchsichtig, tief unter uns entwickelte sich die Ebene Norddeutschlands aus dem grauen Dunst. Bald passierten wir Stettin, und die Ostsee lag vor uns. Eine frische Morgenbrise schaukelte das Luftschiff. Aber die »Bodensee« setzte unbeirrt ihre Fahrt fort. Die Maybach-Motoren brummten regelmäßig ... Ihr gleichmäßiges Surren gab allen ein Gefühl der Sicherheit. Zur Linken sah man bald das schöne Bornholm, bald darauf war die schwedische Küste erreicht. Gerade als wir über Utlängan waren, reichte ein liebenswürdiger Deutscher Schwedenpunsch herum. Er fand, daß man trotz der frühen Morgenstunde über Schweden Punsch trinken müßte. Und also trank man auf das Wohl Schwedens und das Gelingen der Fahrt. Jetzt ließ ich an alle Mitreisenden eine Aufforderung ergehen, ihre Reiseeindrücke zur Veröffentlichung in »Svenska Dagbladet« niederzuschreiben. Mit Freuden ergriff man die Gelegenheit, zwischen Himmel und

Erde auf einem Blatt Papier auszudrücken, was man fühlte — oft mit begeisterten Ausblicken auf die Zukunft, die einmal kommen muß, wenn der Luftexpreß zur bestimmten Zeit das Luftmeer durchkreuzt, die Völker miteinander verbindet und sie einander näher bringt. Immer kleiner werden für die Menschen die Entfernungen und hoffentlich mit ihnen auch alles Trennende. — Aus den Antworten fühlte man, daß alle die Bedeutung des Augenblicks verstanden, daß diese erste Fahrt bald die Besonderheiten des Einzelfalles abstreifen und eines schönen Tages zur Regel werden würde. Besonders bei der deutschen Besatzung spürte man eine Freude darüber, daß das Luftschiff endlich dahin gekommen war, dem friedlichen Verkehr zu dienen. »Die erste Fahrt der ‚Bodensee' nach Stockholm«, schrieb einer, »soll beweisen, daß wir ein Verkehrsmittel besitzen, welches dazu berufen ist, in nicht allzuferner Zeit Ungeahntes zu erschließen.« ... Diese interessanten Stimmen über die Fahrt wurden von »Svenska Dagbladet« in einem vornehmen Hefte vereinigt und später allen Teilnehmern mit persönlicher Widmung zugestellt, — ein Büchlein, das sicher mit der Zeit einen bedeutenden Wert erhalten wird. Würden wir nicht noch heute mit Interesse lesen, was einst die Passagiere auf der ersten Fahrt mit dem Dampfschiff oder der Eisenbahn dachten und fühlten?

Wir passierten gerade Kalmar, an der schwedischen Ostküste, als ich von einem Besuch bei Kapitän Fremming auf der Brücke, die einen ähnlichen Eindruck wie auf einem großen Dampfer machte, zurückkehrte. Nur daß man dort das Wasser etwas tiefer unter sich hat. Dann war ich auf dem schmalen Pfad durch den Riesenballon, dessen Dimensionen man erst richtig ahnt, wenn man durch sein Inneres wandert, zurückgekehrt und hatte mich an meine Schreibmaschine gesetzt. Unten in Kalmar auf dem Markte und in den Straßen war es schwarz von Menschen, die zu uns heraufriefen und uns winkten. Auf dem Lande aber liefen die Kühe und Pferde schleunigst in die Ställe, und die wenigen Vögel, die in der Luft herumschwirrten, suchten schnell das Weite. Die Tierwelt hatte kein Vertrauen zu dem Riesenvogel, der wie ein drohender Schatten über sie hinwegglitt.

Die Bauern standen auf den Landstraßen und den Feldern und starrten mit weit aufgesperrten Augen auf die moderne Welt, die

über ihre Köpfe hinweg ihren Weg suchte. Meine Maschine klapperte — ich schrieb die erste Luftzeitung der Welt — eine »Bodensee«-ausgabe von »Svenska Dagbladet«. Die kleine Zeitung brachte einen Bericht über die Fahrt, dazu einige Privattelegramme, die unsere drahtlose Station aufschnappte. Ein bekannter Industrieller aus Stockholm tat Dienst als Reporter und ein schwedischer Direktor hektographierte die Auflage, die an Bord mit Freuden aufgenommen wurde. So hatte auch die Presse die Luft erobert...

Gerade als die erste Zeitung erscheinen sollte, wurde ich ans Telephon gerufen. Vaxholms drahtlose Telephonstation hatte die »Bodensee« erreicht und über eine Entfernung von über 140 km unterhielt ich mich ausgezeichnet mit einem Kollegen in Vaxholm. Deutlich klang seine Stimme durch die Luft, während wir nach Stockholm rasten ... Wieder fühlte man den engsten Kontakt mit der Zukunft...

Da kommt Stockholm in Sicht. Schnell und sicher steuern wir auf das Ziel zu. Auch hier ist jedes Dach mit Neugierigen besetzt. Begrüßende Hurrarufe dringen zu uns herauf. Pünktlich um ein Uhr landen wir auf Ladugårdsgärde, von Tausenden von Menschen erwartet... Der schwedische Kronprinz mit seinen Söhnen, Prinz Carl, der deutsche Gesandte Freiherr von Lucius, der amerikanische Gesandte Mr. Morris hatten sich zu unserer Ankunft eingefunden.

Der erste Passagier verläßt das Schiff — ein schwedischer Geschäftsmann, der einige Dokumente zur Unterschrift mit sich führt. Im Auto saust er durch die Stadt, — eine Stunde später kehrt er zurück, um wieder nach Berlin zu fahren: der neueste Typus des modernen Geschäftsmanns. Am Abend ist er wieder in Berlin. Die »Bodensee« wird bewundert. Das Schiff macht einen imponierenden Eindruck. Fünf Minuten vor zwei Uhr startet das Schiff wiederum, jetzt von Kapitän Heinen geführt, um die Rückfahrt nach Berlin anzutreten. Dort geschah trotz heftiger Gegenwinde die Landung 11,15 abends. — Die Fahrt Berlin—Stockholm—Berlin war zum ersten Male in einem Tage gemacht worden.

Zum ersten aber nicht zum letzten Male! Allerdings scheint die »Bodensee« für Deutschland verloren zu sein. Aber in den Kriegsjahren lernten die Menschen so viel Schwierigkeiten überwinden, daß auch die Widerstände, die sich jetzt der Entwicklung der deut-



DEUTSCHE FERIENKINDER AUF DER RÜCKKEHR AUS SCHWEDEN

schen Luftschiffahrt entgegenstellen, eines Tages überwunden sein werden. Wohl können die Menschen aus verschiedenen Gründen eine Entwicklung verzögern. Aber bloß verzögern, — was taugt, bricht sich dennoch Bahn! Sei es auch mit einer Verspätung, wir werden eines Tages wieder im Luftschiff sitzen — wenn auch das Ziel nicht gerade Stockholm zu sein braucht. Es kann auch auf der anderen Seite des großen Teiches liegen.

Wären wir bloß so weit!

Briefe deutscher Ferienkinder aus Schweden

Ausgewählte Stellen aus den Briefen deutscher Kinder, die in den Sommermonaten des letzten Jahres durch Vermittlung des Roten Kreuzes die schwedische Gastfreundschaft genießen durften, werden hier der Öffentlichkeit übergeben, um in ihren Äußerungen das kindliche Selbst in dem Erleben der reinen Menschenliebe durch ein fremdes, aber stammverwandtes Volk festzuhalten. Die Briefe der Kinder sind voll frischer Anschauungslust, Freude und Begeisterung, voll Dankbarkeit für die Hände, die sie für einige Zeit aus der Not des Vaterlandes hinausführten in eine Welt, die ihnen durch die bitteren Entbehrungen der Kriegsjahre fremd geworden ist. Hinter jedem Freudenausbruch aber steht als düsterer und erschütternder Hintergrund der Kampf eines großen Volkes gegen Mangel und Hunger. Der Sehende wird dies zwischen den Zeilen zu lesen wissen und sich zugleich an der menschlichen Nächstenliebe erfreuen, die unseren Kindern die freudlosen Jahre der Bedrängnis ihres Vaterlandes zu erleichtern sucht.

Dänemark, Finnland, Norwegen und Schweden beteiligten sich in gleicher Weise an dem Liebeswerk. Es ist nicht mangelnde Anerkennung gegen die anderen Völker, wenn an dieser Stelle nur Briefe aus dem Lande Gustav Adolfs gebracht werden. Briefe deutscher Ferienkinder aus allen vier Ländern werden demnächst in einem besonderen Buche im gleichen Verlage veröffentlich werden.

Der Herausgeber

Das Licht aus Schweden

Ein Gruß von Max Jungnickel

Traulich eng sind die Gassen geworden; amseldurchflötet die Tage.

Und unser Vaterland steht da im Bettelkittel.

Aber der Frühling hat uns immer noch lieb.

Er will unsere Armut mit seinem singenden Segen einschneien.

Der Frühling hat uns immer noch lieb.

Eisenbahnzüge fahren, aus unserer Heimat, halbverhungerte Kinder hinauf nach Schweden.

Und die Schweden nehmen sie herzlich auf in ihre Carl Larsson-hellen Häuser.

Rotbäckig wollen sie die deutschen Kinder wieder machen, morgenfrisch die müden Augen. Luftige Kinderanmut wird wieder von ihnen ausgehen.

Und wir sind besiegt und verlacht und begeifert. Und dennoch — — Schweden grüßt uns mit warmer Menschlichkeit, die uns ergreift. Wenn die hungernden deutschen Kinder, bei den Schweden, wieder richtig lachen lernen, dann wird der Kinder-Heiland das Lächeln der kleinen Gäste nehmen und es auffangen und wie mit Silberfäden damit die Schwedenhäuser einspinnen.

Oder er wird das deutsche Kinderlächeln nehmen und wie ein frühlingsblaues Buchzeichen dorthin legen, in die alten Schwedenbibeln, wo die schönsten Worte geschrieben stehen, die Er über die Kinder gesagt hat.

Die Erde jauchzt.

Unser Herz war trübe.

Hände aus Schweden haben ein Lichtlein hineingestellt.

Das leuchtet nun wie ein Licht aus der Christnacht.

Einmal aber werden wir wieder froh.

Der Tag muß ja kommen.

Und dann — — Schweden, wir werden's nie vergessen, was du uns getan hast, als uns alle verlassen hatten.

Wir dürfen's nicht vergessen.

Nås, Juni 20.

.... In Berlin gesellte sich zu den Badener Kindern eine Unzahl Mädchen und Buben aus allen Teilen Deutschlands zusammengewürfelt, aus Schlesien, Sachsen, Thüringen, von der Lüneburger Heide und allen möglichen und unmöglichen Gegenden. So waren wir glücklich 600 Kinder, die in verschiedene Gruppen eingeteilt wurden. Wir hatten Zettel umgehängt bekommen mit der Adresse unseres Reiseziels. Abends brauste unser Zug aus dem Stettiner Bahnhof. Über Greifswald kamen wir nach Stralsund. Dort hatten wir lange Aufenthalt. Dann rollte der Zug auf ein Schiff und hinaus gings in die Ostsee. Jetzt sah ich das Meer!!! Es lag so wunderschön leuchtend da. Aus dem Wagenfenster konnten wir zurück nach Stralsund sehen, ein herrlicher Anblick, den ich nie vergessen werde. Die Stadt lag im Sonnenschein so mächtig stolz und kühn da, ich mußte unwillkürlich gleich an Wallenstein denken, dessen Kraft sich hier gebrochen hat. —

Dann langten wir am Saßnitzer Hafen an. Dort gab's Milchkaffee und nach langem Warten bestiegen wir einen mächtigen, riesenhaften Dampfer. Unten im Schiffsraum ließen wir das Gepäck, dann eilten wir die Treppe hinauf über das Zwischendeck auf das obere Vordeck. Dort bekamen wir im Speisesaal gruppenweise ein hochfeines Essen, nach dem wir draußen auf dem Vordeck spazieren gingen. Vor uns lag das weite grünblaue Meer in unendlicher Schönheit. In unserer Nähe war es hell, weiter draußen tiefdunkel. Segelschiffe mit weißen Segeln fuhren draußen. Möven mit silberweißen Schwingen kreisten über den Wellen. Nachmittags erst fuhr der Dampfer ab. Auf dem großen Dampfer waren 6 Rettungsboote, viele Rettungsringe und mehrere Schornsteine. Über dem Verdeck war noch ein kleines drittes Deck, dorthin durften die Reisenden nicht. Hoch oben aber wehte die schwedische Flagge im Winde, ein gelbes Kreuz auf blauem Grunde. Lange Zeit erblickten wir hinter uns noch Rügen mit den weißen Kreidefelsen, aber der Streifen wurde kleiner und immer schmäler, bis er verschwand. Ein Stück weit sah man nur oben den strahlend blauen Himmel, unten das glänzende grünblaue Meer. Hinten am Horizont tauchten bisweilen Schornsteine von anderen Dampfern auf, dann ein Stück vom Schiffsrumpf und ein- oder zweimal fuhren Dampfer an uns vorüber. Mehrere Kinder

bekamen die Seekrankheit, ich aber blieb davon verschont, es war doch so herrlich und wunderbar. Nach vielleicht drei oder dreieinhalb Stunden durften wir auf das oberste Deck gehen. Man sah einen ganz, ganz schmalen Streifen schwedisches Land. Dieser Jubel! Als wir dem schwedischen Land näher kamen, stand darüber in hellstem rotgoldenen Glanz die Abendsonne, sie breitete ihre Strahlen wie Arme aus, als wollte sie uns Willkommen rufend umfassen. 9 Uhr wars, als wir in Trelleborg anlangten. Wir sagten dem braven Dampfschiff Lebewohl und stiegen ans Land, an schwedisches Land! Jedes Kind bekam 2 Ofennudeln, und darauf wurden wir in Eisenbahnwagen geführt, auf deren Boden Stroh gestreut war. Die Wagen blieben die ganze Nacht durch in Trelleborg stehen. Ich schlief, totmüde wie ich war, von ½11—½6 Uhr auf dem Stroh den Schlaf des Gerechten. Am Morgen, es war nun Sonntag, erwachte ich neugestärkt. Ich ging mit Annemarie hinunter an die Ostsee, wo wir uns richtig wuschen, Gesicht, Hals, Ohren und Hände mit dem Meerwasser der Ostsee. Das Wasser tat herrlich gut. Wir wurden bald darauf in einen parkartigen Garten geführt, dort wurden wir mit Kakao und Ofennudeln gespeist. Dann durften wir spazieren gehen in diesem Garten. Dort stand auf erhöhtem Punkte ein Häuschen. Vor diesem versammelten sich die Bewohner Trelleborgs. Das Häuschen betraten Musiker mit Blasinstrumenten und ein schwedischer Pfarrer. Die Musiker spielten schwedische Kirchenlieder und der Pfarrer hielt Gottesdienst ab. Wir verstanden ihn natürlich nicht. Um 10 Uhr gabs Essen, Fleischklöse, Kartoffeln und viel Milch zu trinken. Später wanderten wir wieder in den Zug, der nach Stockholm weiterfuhr. Jetzt reisten wir durch schwedisches Land. Die erste Station war Malmö. Wir kamen mehrmals an Torfmooren vorbei, was mich sehr interessierte. Man konnte sehen, wie am Werktag vorher hier gearbeitet worden war. Wir fuhren an Seen vorüber, an einer ganzen Unmenge von Seen. Die schwedischen Herren, die mit uns reisten, sagten, in Schweden gäbe es überall viele Seen. Die Herren waren riesig nett. Der eine, den wir Onkel Fritz nennen durften, sagte mir, daß der Ort auf meinem Umhängeschild falsch sei und daß ich zu einer Baronin käme, die drei Kinder und eine Villa habe. In der Nacht konnte ich nicht sehr viel schlafen. Auf einer schwedischen Station, ich weiß nicht, wie sie heißt, hatten

wir ziemlich lange Aufenthalt. Dort gab ich einem Herrn meine Karte an Euch. Morgens um 6 kamen wir nach Stockholm. Dort gabs wieder Frühstück. Den Morgen brachten wir bis 11 Uhr auf dem Bahnhof zu. Dann wurden wir in einem Hotel mit Fleisch, Reis, Kartoffeln und viel Milch bewirtet. Eine schwedische Gräfin stiftete Automobile, mit denen wir durch Stockholm fahren durften. Stockholm ist einfach ganz wunderschön, tausendmal schöner als Berlin. Zuerst fuhren wir an einer sehr schönen Kirche, der Rittersholmskirche, vorbei, dort liegen die schwedischen Könige begraben. Ich saß ganz glücklich im Auto, es war ja meine erste Autofahrt. Wir kamen oft ans Wasser, wo viele Dampf- und Segelschiffe lagen. Dann kamen wir ins Grüne und wieder ans Wasser, wo viele Schiffe mit Holz ankerten. Darauf zogen schwedische Soldaten mit Musik an uns vorüber. Vorbei an Denkmälern und einer schwedischen Akademie gings zurück zum Bahnhof. Dort stiegen wir wieder in den Zug. In Vad war ich am Ziel angelangt. Die Baronin mit drei Kindern und noch einer Dame, die ins Haus gehört, holte mich ab. Die Baronin, die Dame und Liese, die 13 Jahre alt ist, können gut Deutsch. Dann ist noch ein Bub, Hans, von vielleicht 11 oder 12 Jahren da, das Kleinste ist fünf Jahre und heißt Annemarie. Alle waren gleich riesig nett zu mir. Ein schöner Jagdhund »Lyse« sprang fröhlich um uns herum und auf halbem Weg kam uns der Herr Baron entgegen. Bald erreichten wir das Haus. Zum Nachtessen gabs Brei, Butter- und Fleischbrot und Milch.

Die Familie ist sehr nett und zugleich einfach und fein. Ich teile mein Zimmer mit Liese, die sehr lieb ist. Das Kleine ist ein herziges Ding mit großen blauen Augen und hellblonden Haaren, wie beinahe alle Schweden. Nach dem Essen ging ich gleich ins Bett. Ich habe bis ³/₄ 10 geschlafen. Heute Morgen habe ich schon zwei Gläser Milch, Brei, Butter, und Käsebrot und ein Ei bekommen. Da werde ich sicher dick. Vom Fenster unseres Zimmers sieht man auf die zerstreuten Häuser von Nås, die zwischen grünen Wiesen liegen. Hier im nahen Wäldchen gibt es viele Heidelbeeren, die Barons gehören, sie blühen aber erst. Denke nur Mutter, hier blüht erst der Flieder und Maiglöckchen gibt es auch.

Jetzt noch vielen Dank für Deinen reizenden Brief, der mich gestern sehr gefreut und ermutigt hat, denn das Heimweh nach Dir will

doch ab und zu mal kommen, aber Du hast recht: die paar Monate vergehen schnell und dann die Freude!

Vor dem Hause stehen drei wunderschöne weiße Birken, eine große, eine mittlere und eine kleine ..... Es waren einmal eine Mutter und zwei Töchter, die hatten sich über alles lieb und ihr höchster Wunsch war, daß sie nimmer von einander lassen müßten. Da erschien ihnen eine gute Fee, die freute sich, daß die drei sich so lieb hatten und sprach: »ich will Euch einen Wunsch gewähren«. Da besannen sie sich nicht lange, sondern sprachen: »Laß uns alle drei Bäume sein und nebeneinander stehen, ewig beieinander.« Und die Fee verwandelte sie in weiße, glänzende Birken und stellte sie nebeneinander hier vor dieses Haus, jetzt strecken sie ihre Zweige zueinander und rauschen von ewiger Liebe. Ach, wenn es uns nur auch so ginge!!

L. B., 13jähriges Mädchen

Spjudsbygd, Juni 20.

..... Um 1/2 3 ging der Dampfer ab. Nach einer Stunde gab es Mittagbrot, bestehend aus einer Tasse Milch und zwei unbeschmierten Weißbrotstullen, die aber so weiß waren, daß sie mir die Augen blendeten, viel weißer als Mutters Krankenbrot. Als wir noch eine Stunde gefahren waren, wurden fast alle seekrank. Zuletzt ich auch. Er war zum verrrrrrrrückt werden, die ganze Milch und Weißbrotstullen sprangen in kühnem Bogen aufs Schiff. Mir wurde immer schlechter bis ich schließlich 4 mal gekotzt hatte. Da war mir aber immer noch nicht besser. Ich wußte gar nicht, was ich tun sollte. Da mußte ich aufs Klo. Der Kapitän zeigte mir es und ich ging hinein. Als ich fertig war, war mir immer noch nicht besser. Da ergoß sich noch einmal ein Strom aus meinem Munde in das Klo hinein. Mir war aber immer noch nicht besser. Schließlich ging ich in eine Kabine, stellte mich an ein Geländer und schlief ein. So mag ich wohl eine Stunde geschlafen haben, jedenfalls als ich erwachte, war Trelleborg zu sehen. Wir mußten unsere Rucksäcke umbinden. Und als der Dampfer schon längst gelandet war, durften wir doch noch lange nicht hinaus. Schließlich durften wir hinaus. Es hatte schon die ganze Fahrt geregnet und jetzt regnete es auch. Im tollsten Regen brachten wir unsere Pakete und Sachen in einen schwedi-

schen Eisenbahnzug. In diesem ist es viel schöner als in Berlin. Da hat man Gardinen, Betten. In dem Klo war sogar Papier. Der Fußboden war mit Stroh bestreut. Wir legten unsere Sachen ins Netz. Aus Mantel und Stroh wurden Kopfkissen fabriziert, das Capes war das Zudeck. Dann wurde zum Abendbrot gerufen. Ich ging nicht mit, weil mir noch immer schlecht war und schlief um 8 Uhr ein. Um 9 Uhr kamen die anderen hinein. Zu meinem größten Bedauern hörte ich, daß sie Fleisch, Sauce und Kartoffeln gegessen hatten, Milch getrunken und drei Stullen bekommen hatten. Gott sei gedankt, daß ich nicht mitgegessen hatte, im Wagen nebenan wurde schrecklich gekotzt, es war überhaupt nicht zum Anhören. Freitag früh um ½ 5 Uhr wurden wir geweckt und gingen in ein Restaurant, um Frühstück zu essen. Wir bekamen zwei Brötchen, wieder so weiß und eine Tasse Kakao. Schließlich fuhren wir ab. Am Mittag bekamen wir eine weiße Stulle mit vier dicken Scheiben Wurscht und Butter. Um ½ 4 kamen wir in Karlskrona an. Dort wurden wir abgeholt. Ich von einem netten Mann, mit dem ich nahe dem Bahnhof in ein Eisenwarengeschäft, das seins war, ging. Von dort aus gingen wir in eine Konditorei, wo es Kaffee und Kuchen gab. Hier merkte ich, daß mein Pflegevater nicht deutsch konnte. Dafür saß aber ein Kapitän da und fragte mich, ob ich noch ein »Fräulein Schwester« hätte und ob meine »Frau Mutter« und »Herr Vater« noch lebe. Was ich antwortete, sagte er auf Schwedisch den andern, welche manchmal furchtbar lachten. Schließlich gingen wir weg, nachdem mir das eine Fräulein eine große, lange, dicke Schokoladenrolle geschenkt hatte. In diesem Restaurant gab es wahrscheinlich viel Kuchen. Dann setzte ich mich mit meinem Herrn in einen Eisenbahnzug und fuhr eine Stunde lang bis ich in »Spjutsbygd« ankam. Schließlich kam ich in einem schönen Hause an, wo ein großer Tisch stand, der mit Eiern, Butter, Käse (kein Stänkerkäse), Wurst, Brot, Schinken, Birnen, Preißelbeeren, Gurken, Kartoffeln, Fleisch, Sauce und Milch bedeckt war. Ich durfte nach Herzenslust essen. Bloß etwas war komisch. Zum Fleisch aß man auf demselben Teller die Preißelbeeren und die süßsauren Gurken. Ich habe drei riesenhafte Gläser voll Milch getrunken. Ich sagte nur immer »tack«, worüber mein Herr furchtbar lachte und mich küßte. Dann ging ich ins Bett, nachdem ich jedem ein Stück

Schokolade gegeben hatte. Hier war auch noch ein anderer Mann, welcher mich fragte: »wo — heißt du?« Ich habe hier sehr gut geschlafen. Ganz in der Nähe geht eine Eisenbahn vorbei. Ich bin sehr gespannt, was es heute früh gibt.....

H. V., 13jähriger Junge

Aettersta, Mai 19.

..... Der 13jähriger Joachim war ein reizender Junge, Väterchen wird es wohl noch wissen, wie nett er zu seiner Mutter auf dem Bahnhof gewesen ist. Dies war mein Reisebegleiter, d. h. als wir uns zu zweien aufstellen sollten, mußte ich mit ihm gehen. Während die anderen den größten Teil der Fahrt hinaussahen, saß er da und studierte den Wallenstein, zählte die Versfüße und erzählte. Als ich später mal zu ihm kam, saß er vor seinem Sitz, ein Buch auf der Bank, ein Heft daneben und schrieb. Als ich mich neugierig hinunterbeugte, sah ich zu meinem größten Erstaunen, daß er aus einem lateinischen Buch eine Übung schriftlich übersetzte, da dachte ich denn: Donnerwetter, soviel Ehrgeiz und Lerneifer zu besitzen, und nahm mir vor, auch tüchtig zu arbeiten. Also das war der fleißige Joachim. Ein zu possierlicher Kerl war das Karlchen. Da ich eine der größten war, hatte mich Schwester als Gehilfin ausersehen, und so hatte ich für meine Gefährten und Gefährtinnen zu sorgen. Karlchen war aber erst acht Jahre alt, und bedurfte besonderer Pflege. So hatte er sich auf seines Vaters Wunsch gleich seine Schuhe, die der Vater selbst gemacht hatte, wie er ganz stolz sagte, ausgezogen. Der Unglückswurm hatte aber eine Blase am Fuß und jammerte sehr, als ich ihm die Schuhe wieder anziehen wollte. Schwester pustete nun auf die böse Stelle und nach eine Weile hopste er ganz vergnügt wieder herum. Gleich zu Anfang, als er sich im Abteil gerade niedergesetzt hatte, holte er ein Riesenpaket mit zehn Paar Schnitten heraus und fing an zu essen. Ich hatte ihm beim Auspacken der Schnitten geholfen, gleich langte er in seine Tasche und holte einen Bonbon heraus. Karlchen war immer bei mir, er folgte stets und hatte die gute Fähigkeit, überall in allen Lagen gleich einzuschlafen. Bis zum nächsten Morgen zwischen sechs und sieben Uhr hat er fest durchgeschlafen. Alle haben ihn darum beneidet.

Endlich kam das Schiff an. Welch wundervoller Anblick. Schon

von weitem sah man die weißen Hauben der schwedischen Schwestern. Das Schiff hatte drei Stockwerke. Das Unterste war so groß, daß ein langer D-Zug dort Platz hatte, es war aber keiner dort, nur ein Wagen. Als wir alle drin waren, fuhr das Schiff ab. Es war, als ob ein großes Haus fortfuhr, man hätte es überhaupt nicht bemerkt, daß das Schiff fuhr, wenn man es nicht gesehen und gehört hätte. Leider waren wir noch nicht auf dem Deck, als das Schiff abfuhr, denn denkt Euch nur, jedes Kind mußte einzeln an den schwedischen Schwestern vorbeimarschieren, und bekam ein Glas Milch und eine Tüte mit drei schneeweißen Semmeln. Es sah allerliebst aus, wie die Kinder mit ihren Schätzen beladen auf dem Schiff entlang gingen.....

In den Wagen des schwedischen Zuges lagen Matratzen und war Stroh ausgebreitet. Die kleinen Jungens mußten oben in den Netzen liegen. Schon von Anfang an hatten wir viele Helfer des schwedischen Roten Kreuzes im Zuge. Sie versorgten uns mit Decken. Auch Jungen im Alter von 15 Jahren, schwedische Pfadfinder, waren dabei, und es war zu drollig anzuhören, wenn sie Schwedisch sprachen.....

A. K., 14jähriges Mädchen

Dorup, Mai 20.

Auf der Fahrt habe ich sehr gefroren, wir mußten sehr lange auf das Schiff warten im Regen. Die Sehkrankheit ist furchtbar, von 600 Kindern sind 580 sehkrank geworden, sie haben alle hingebrochen wo sie standen, der arme Schiffsaubermacher.

Liebe Mutti, am 20. Mai ist Euer Brief angekommen. Ich war sehr traurig, daß mich Vips (Vogel) nicht gegrüßt hat, wie geht es ihm denn? Ist er schon zutraulicher geworden? Ich weiß gar nicht mehr wie er aussieht, ist er auch nicht krank oder etwa gar gestorben? Liebe Eltern ich kann Euch genau beschreiben wie die Kühe hier heißen, nämlich: Docka, Blenda, Gräma, Rosa und die Pferde Tur, Pfeliks, Lasse. Ein Schwein heißt Gries. Abends essen wir immer Haferflocken in Milch, auch essen wir Mittags oft Fisch und Kartoffeln. Ich habe auch bekommen ein hellblaues Kleid.

Von den vielen Briefmarken die ich bekommen, habe ich in einem anderen Zimmer ein Briefmarkengeschäft aufgemacht, ans Fenster

habe ich die Briefmarken rangeklebt, Zettel geschrieben und auch rangeklebt und daneben ein Tisch mit zwei Tischkästen, wo Kisten drin stehen in welchen Briefmarken sind. Als ich in dem Zimmer ein paar Tage nur das Geschäft hatte, sagte Tante Karin, das Zimmer soll mein Spielzimmer werden.

G. D., 8½ jähriges Mädchen

Schlaraffenland, Mai 20.

Liebes Ingerle!

Ich glaube, ich bin falsch gefahren und nach Schlaraffenland gefahren. Am Bahnhof stand auch »Schlaraffenland« und auf dem Wegweiser stand »Schlaraffenland«. Und als ich weiterging, kam ich durch einen grossen Zuckerberg, untendrunter waren Haferflocken und ein Milchfluß.

Viele tausend Grüße
Dein Bruder
H. V., 13 jähriger Junge

Stockholm, Juni 19.

..... Schwedens Landschaftsbild unterscheidet sich vom deutschen besonders durch die vielen Steine und Felsen. Als wir in Stockholm ankamen, wurde unsere Gruppe verteilt. Mit klopfendem Herzen erwarteten wir unseren Urteilsspruch. Kurz bevor Helmut P. aufgerufen wurde, sagte er: »Gott sei mir armen Sünder gnädig!« Mir war es auch ziemlich beklommen, aber ich hatte Glück. Als ich von meinem Pflegevater, Herrn L., und seinem Sohne Nils — die Frau ist tot — in Empfang genommen wurde, sah ich sofort, daß ich wieder einmal Schwein gehabt habe. Mit einem Auto ging es zur Wohnung des Herrn L.

Ich bekomme stets echten Kaffee, Kakao und Sahne. Ihr glaubt nicht, wie gut es mir hier geht. Ich habe alles. Am Sonntag habe ich gedacht, daß die Leute mich fett machen wollten, um mich nachher zu schlachten. An diesem Tage hatte Herr L. Geburtstag. Zu Mittag hatten wir große Tafel. Viele von den Eingeladenen konnten Deutsch sprechen, sodaß ich mich sehr gut verständigen konnte. Bisher hatte ich bei Tisch stets ein deutsch-schwedisches und die anderen ein schwedisch-deutsches Lexikon neben sich liegen. Manch-

mal ist es mir furchtbar peinlich beim Essen — Ihr wißt doch wie albern ich bin — wenn sie Deutsch sprechen. Man merkt doch, daß die deutsche Sprache für Ausländer sehr schwer ist. Nils sagt alle fünf Minuten das Wort »drollig« an ganz unpassender Stelle. Seine Schwester Getrud sagt, wenn etwas später geschehen soll: »Nicht nun, aber dann«.

Vor einigen Tagen habe ich erfahren, wo mein Reisekamerad Helmut P. wohnt. Ich habe mich natürlich sehr gefreut. Wir haben uns gleich per Telefon unterhalten und uns verabredet, uns im Nordischen Museum zu treffen, um uns einmal ordentlich auszuquatschen. Im Museum war es sehr schön. Es ist ein historisches Museum, an dessen Eingang — schon im Inneren — König Wasa thront. Alte Staatskarossen nehmen den größten Teil des unteren Stockwerkes ein, in dem sich noch einige schwedische Bauernstuben und alte Musketen befinden. Im oberen Stockwerk sind hauptsächlich Fahnen und Bauerntrachten untergebracht. Gestern war ich mit Helmut im National-Museum, in dem alte ägyptische Mumien, Gemälde, Bücher und viele Kunstgegenstände aufbewahrt sind. Stockholm ist herrlich, wie überhaupt in Schweden alles mir großartig gefällt. Kürzlich fuhr ich mit Nils nach einer Blindenanstalt, in der er bei einer Lehrerin Geographiestunde hatte, indessen ich mit dem Jungen des Direktors den Wald durchstreifte. Über die Geschicklichkeit der Blinden war ich sehr erstaunt. Zum Teil konnten sie sogar radfahren.

Morgen werden wir aufs Land fahren. Herr L. hat ein sehr großes Gut. Mein Wunsch, reiten zu lernen, wird sich erfüllen. Auch schwimmen und rudern werde ich können, da zum Gute, wie ich gehört habe, ein großer See gehört.

H. S., 15jähriger Junge

Fogdhyttan, Juni 20.

Wir haben ein ganz nettes Braek und zwei Pferde, von denen mir jetzt eines zum Reiten zur Verfügung gestellt wurde. Ich kann Euch sagen, ich lebe hier wie im Paradies! Ganz abgeschlossen von der Welt, nur dem Sport und der Natur lebend, einfach herrlich, ich wünschte, Ihr könntet hier sein und mitessen.

Es ist hier wie im Schlaraffenland. Denkt Euch! Hier putzt man weiße Schuhe mit Milch, schwarze mit Butter.

Himmlich ist es hier. Zwei Kinder, so süß wie Zucker und blond wie Gold, hauptsächlich das kleine Mädelchen, wir beide sind unzertrennlich. Man lebt hier herrlich. Wenn für unseren Terrier — Rihm — das Brot nicht fingerdick mit Butter geschmiert ist, so frißt er es einfach nicht und wenn auf der Milch die Sahne nicht $^{1}/_{2}$ cm. dick schwimmt, so säuft der Kater sie nicht.

Hier am Orte befindet sich leider nur ein einziges kleines mäßig gutes Harmonium und zwar bei einer Lehrerin. Sie hat es mir von heute ab freundlichst zur Verfügung gestellt.

H. H., 15jähriger Junge

Stäket, Juni 20.

..... Wir wurden sehr freundlich von der Gräfin empfangen. Das Haus war angefüllt von Gästen, die alle sehr gut zu uns waren, außer uns war noch ein österreichisches Mädchen da. Die Gräfin bot uns an, sie Tante zu nennen, was wir natürlich gern taten. Tante beschenkte uns reichlich mit Wäsche, Strümpfen, ein paar braune Schuhe, einem Kleide, einem Kostüm und vielen Süßigkeiten. Wir waren so froh über alle Geschenke, da doch zu Hause alles so schwer zu haben und so teuer ist...

Wir haben hier schon viel zugenommen. Evi wiegt 37 Kilo und ich ebensoviel. Der Graf und die Gräfin sind doch rührend, daß sie Mutti auch noch einluden. Nun wird sie wenigstens dicker werden und gesund und kräftig.

G. v. H., 12jähriges Mädchen

Lidköping, Juni 19.

..... Ich bin in der vorigen Woche schon krank gewesen. Mir sind drei fett gebratene arme Ritter, in Schokolade gewälzt, mit Kirschkompott und 4 Pfannkuchen mit Blaubeerkompott nicht bekommen. Jetzt gehts mir aber prachtvoll. Sie lachen alle über unseren Appetit...

R. K., 15jähriges Mädchen

Slöinge, Mai 20.

..... Ich habe schon sehr viel Sachen bekommen. Schuhe, zwei Schürzen, Unterrock, Hose, Strümpfe, Jacke, Hemd, Taschentücher

und Schreibpapier. Ich bekomme zu jeder Mahlzeit ein oder zwei Gläser Milch und ganz dick Butter auf das Brot und Käse.

In Schweden ist es sehr einsahm. Ich steh des Morgens sehr spät auf und des abends geh ich sehr spät schlafen. Wir spielen jeden Tag zusammen und es ist auch ein anderes Mädchen in unseres Dorf mit der spielen wir immer oder wir spielen jeden Tag Klavier. Es ist jeden Tag bei uns schmutzig und es regnet jeden Tag das unsere Schuhe jeden Tag geputzt werden müssen.

L. M., 10jähriges Mädchen

..... Ich habe schon Strümpfe bekommen und einen Hut und eine Haarschleife Unterrock bekommen und ich hab mich so gefreut. Wir gehen Sonntags in den Wald oder wir gehen so spazieren und wir gehen jeden Sonntag in der Kirche und ich verstehe doch nichts davon und ist dazu noch so langweilig aber deshalb gehe ich doch wieder, wenn es doch so langweilig ist deshalb gehe ich doch, sendet ihnen Hildegard

H. M., 10jähriges Mädchen

Hindby, Juni 20.

..... Man geht jeden Abend so befriedigt und dankbar zu Bett. Alle sind so lieb und freundlich, besonders Frau H. ist wie die eigene Mutter zu mir. Und doch, als ich gestern Abend das Fährschiff von Deutschland kommen sah, dachte ich, wenn Du, liebe Mutter, doch mit ihm kämest, um hier sein zu können, denn Dir täte die Erholung noch nötiger als mir.

D. H., 16jähriges Mädchen

Ekjö, Juni 20.

..... Mit dem Heimweh ist es besser, es ist ganz vorbei, möchte ich sagen. Ich habe so viel zu tun, Blumen begießen und im Garten helfen, es macht aber furchtbar viel Spaß. Und ich bin tüchtig braun. In mein eines blauweißes Schürzchen ist ein Dreieck beim Hühnerstall reingekommen. Gestern Nachmittag hatte ich Litan ganz allein und durfte ihr auch das Essen geben. Ich darf sie auch manchmal aus- und anziehen. Mit meiner Puppe ist sie ganz vorsichtig und wenn ich sage, sie schläft noch nicht, dann erzählt sie ihr Sagen.

Wenn ich mit ihr tanze oder Klavier spiele, dann ist sie ganz ausgelassen. Und wenn ich ihr etwas erzähle, daß wir bald reisen, dann sagt sie gleich »brr Hästen«, das heißt »brr Pferde.«

G. B., 11jähriges Mädchen

Ljunghusen, Juni 20.

..... So etwas wie diesen Abend gibt es nicht wieder. Das Wasser still und ruhig wie in einer Schüssel. Der Vollmond ging über dem Meere auf und die Sonne hinter den Wäldern unter. Beide verliehen dem Meere so wunderbare Farben, daß man es nicht beschreiben kann. Dazu die herrliche Himmelsfärbung. Wir fuhren in der Richtung nach Falsterbo. Tiefe Stille, nichts regte sich, nur das gleichmäßige Einschlagen der Paddeln. Fast jede Minute ein vollständig anderes Bild. Draußen auf dem schwarzblauen Meer fährt das weiße Fährschiff majestätisch wie ein Schwan dem Hafen zu. Auf einer weit draußen liegenden Sandbank können wir das Spielen mehrerer Seehunde beobachten. Die Dunkelheit bricht herein. Wir wenden. Die unzähligen verschiedenen Farben verschwinden. Der Mond spiegelt sich in dem schwarzblauem Wasser. Wir landen. Ein kurzer Weg durch Dünen und Heide und wir sind in der freundlich erhellten Veranda, wo uns ein appetitlich gedeckter Tisch erwartet. Es schmeckt herrlich. Nach einem kurzen Plauderstündchen geht es hinauf. Und nach einem letzten Blick auf den Mond, den Wächter der Nacht, und die unzähligen leuchtenden Sterne gehe ich dankerfüllt zu Bett.

H. H., 16jähriges Mädchen

Malung, Juni 20.

Ihr braucht Euch unseretwegen nicht zu sorgen, wir haben uns ganz herrlich eingelebt, denn unsere lieben Pflegeeltern sind rührend gut zu uns, sodaß wir kein Heimweh mehr spüren.

Wir haben gestern eine Autofahrt gemacht, es war herrlich. Durch herrlichen Tannenwald, welcher oft undurchdringlich war, immer am Ufer des Dalelfes entlang, dann das Rauschen der Wasserfälle, ich mußte an unsere schönen deutschen Waldlieder denken und stimmte dann auch unser schönes Lied »Wer hat dich du schöner Wald« an. Elin und Albert waren von dem Lied sehr begeistert und ich mußte es noch einmal singen. Nur eines vermisse ich, hier singen

keine Vögel, ich meine, in keinem Wald dürften unsere lieben, kleinen Waldbewohner fehlen, sie geben doch mit ihrem Zwitschern und Jubilieren dem Walde erst die rechte Weihe. Es war schon zehn Uhr, als wir an einer großen Lichtung ausstiegen und unsere Abendmahlzeit hielten. Auf einen sehr großen Stein legten wir ein Tischtuch und dann verzehrten wir fröhlich unseren mitgenommenen Kakao und Kuchen und dabei war es noch heller Tag, denn die Mitternachtssonne tut hier schon ihre Wirkung.

Nachdem wir erfrischt waren, ging es weiter und bald langten wir an unserem Ziele, bei »Mormor« und »Morfar« an.

Auf Myckelberget haben Elins und Alberts Eltern ihre Sennhütten und weiden hier im Sommer ihre Kühe in freier Luft. Wir bekamen noch wunderbare Beeren mit Schlagsahne und gingen reichlich müde zu Bett.

Schon ganz früh um 1/4 5 bin ich dann aufgestanden und an den Bach gelaufen, um zu baden. Wie schön ist doch Gottes weite Welt! Himmlische Ruhe ringsumher, nur das Läuten der kleinen Kuhglöckchen ist zu hören, dazu ganz klarer blauer Himmel. Oh, wie atmet es sich da frei und frisch, ich wünschte, wir könnten es immer so haben, kein Hader und Streit, kein Krieg, wie können doch hier alle Menschen glücklich und zufrieden sein!

Am Sonntagmorgen war ich zum erstenmal in der Kirche. In dem Gottesdienst ist es wie bei uns und hat es mir in der Kirche sehr gut gefallen. Es ist nur schade, daß ich der Predigt nicht ganz folgen konnte, ich beherrsche die Sprache doch noch zu wenig. Es wurde für den Frieden gedankt. Ach, Mutz, für diesen Frieden danken sie und denken garnicht daran, welch unsägliches Leid dieser Frieden über uns Deutsche bringen wird! Albert sagte neulich zu mir, wir Deutsche können doch nicht untergehen, es steckt ein viel zu tüchtiger Kern darin, ob das wahr ist?

Mutti, wenn wir doch auch alle soviel Hoffnung hätten wie unsere lieben schwedischen Freunde; aber können wir nach allem was wir erleben mußten, diese Hoffnung haben?

Ich fragte Albert, ob sie nicht noch alle mit Stolz und Dank auf Gustav Vasa blicken, und hat mir Albert versprochen, mit uns einmal nach Mora zu fahren und uns das Gustav Vasa Monument zu zeigen, darauf freue ich mich sehr. Hier ist doch Gustav Vasas engste

Heimat, und Mutti, ist es nicht ein gütiges Geschick, daß wir gerade hier nach Dalarne kommen mußten. Denkst Du noch oft daran, wie wir im Winter Gustav Vasas Lebensgeschichte lasen und uns für unser Vaterland auch einen solchen Mann wünschten? Nun sind wir in seiner Heimat und können noch mehr von ihm hören. Ich habe hier auch ein schönes Buch gelesen »Die drei Getreuen«, darin fand ich eine Stelle und ein sehr schönes Wort: »Demütig vor Gott, stolz vor den Menschen!« Findest Du das nicht auch schön?

E. S., 15jähriges Mädchen

Halmstad, Juni 19.

..... Am nächsten Tag war der erste Gang mit Tante Ellen zum Zahnarzt. Tante Ellen, die fließend deutsch kann, nimmt sich meiner sehr viel an. Sie machte nun dem Zahnarzt, welcher sehr wenig konnte, klar, welcher Zahn mir weh tut. Als ich nun drin bin, hatte er große Mühe gehabt, meine Zunge zu bändigen, um an den Zahn heranzukommen. Dies gelang ihm schließlich mit einer großen Klammer. Dann nahm er so eine Art Zirkel und fing nun nach Herzenslust an zu bohren, was ziemlich weh tat, ich sagte aber nichts. Dann klingelte er und das Mädchen kam, die machte ein Pulver zurecht, was er mir in den Zahn stopfte. Als der Zahn voll war, hörte er auf und guckte zum Fenster raus, dieweil sollte das steif werden. Als das geschehen war, nahm er wieder solch Zirkel und zog mir einen Milchzahn, wie er es bezeichnete, was ich sehr komisch fand, dann war ich fertig. Tante Ellen wollte nun bezahlen, nein, er nimmt nichts, weil ich eine Deutsche bin.

K. G., 13jähriges Mädchen

Gällivare, Juni 20.

Liebe Mutti wie geht es Dir, ich schreibe alle Tage 3 Mal bist Du damit zufrieden wenn nich, schreibe es mir. Ich bin mit noch ein Mädchen zusammengekommen aber sie versteht nicht deutsch und das ist nicht schön. Ich komme fieleicht am 30. September wieder dann bin ich gerade zu Deinem Geburtstag nich da. Ein bißchen Heimweh habe ich, Du auch? Ich bete alle Tage vür Dich und ich nehme alle Tage die Vutugravih vor und dann mus ich sehr weinen und dann denke ich an Dich.

Ich habe mich sehr über Deinen Brief gefreut Du wirst ihn heute mit mein Brief erhalten haben ich habe ihn am 28. gekricht. Liebe Mutti ich bin sehr gesund und weine nicht velt mir nich ein. Schwester Elisabeth hat mir auch ein Brief geschickt und diese Futtografien rein geleckt. Liebe Mutti ich freue mich sehr über den Kragen. Mutti. Die Kleine heißt Annelise und der Junge Jonas. Liebe Mutti sei bitte so gut und grüße meine Püppchen mach mein Puppenwagen ein und nehe mein Baby ein oder mehrere Kleider, ein helles zu Sonntags, ja, Mutti, sei so gut.

E. K., 9jähriges Mädchen

Getared, Juli 20.

Ich wohne bei einem wohlhabenden Bauern in Getared. Mit der schwedischen Sprache habe ich keinerlei Schwierigkeiten, da der Bauer fließend englisch spricht. Will ich mit der Hausfrau etwas besprechen, so muß er uns als Dolmetscher helfen. Verstehen kann ich die Sprache schon ganz gut. Die Leute haben mir hier ein reizendes Zimmerchen mit einer wunderbaren Aussicht hergerichtet, und ich fühle mich so wohl als irgend möglich. Zu tun habe ich herzlich wenig, da mein Bauer eine Magd und mehrere Knechte hat. Ich habe nur der Hausfrau ein wenig zu helfen und habe auf das Töchterchen, die kleine Helena aufzupassen. Sie ist ein Jahr und zwei Monate alt, hat blaue Augen und hellblondes Haar und ist ein äußerst lebhaftes Kind.

Als Großstadtmädel kommt mir die Landwirtschaft natürlich wie etwas Neues vor. Überall sehe ich Dinge, die ich vorher kaum dem Namen nach kannte. Ich lerne Bienenzucht, Butterzubereitung, Schweine schlachten, Vieh und Geflügel genau kennen. All diese Vorgänge sind neu für mich. Vorgestern habe ich das Innere einer Wassermühle im Betriebe gesehen. Heute war ich in der Dorfschmiede. Ich habe soviel zu sehen und kennen zu lernen, daß ich gar keine Zeit habe, an Sehnsucht oder an Heimweh zu denken.

Kommt es nun wirklich einmal vor, daß nichts zu helfen ist, daß die Helen schläft, dann habe ich mir ein kleines Tagebuch angelegt, dem ich meine Gedanken anvertraue. Ist mir einmal traurig zu Mut, dann habe ich eine Geige und kann spielen, dann wird mir wieder wohler. Die Geige gehört einem Bauernsohne aus dem Nachbar-

dorf. Er hat sie mir für ein paar Wochen geliehen. Es fehlt ihr leider eine Bespannung, die E-Saite, das stört mich aber garnicht, wenn ich in Stimmung bin, kann ich auch auf drei Saiten ganz fein spielen.

Den Sitten und Gebräuchen habe ich mich auch angepaßt. Ich trage ein Kopftuch, weil es so windig ist. Auch ein Paar Holzschuhe hat mir mein Bauer geschenkt, damit ich die »shoes for the town« wie er sagt, schone. Auch schürze ich die Kleider hoch, wenn ich in den Stall gehe. Seit ein paar Tagen lerne ich melken. Ich will mir die Milch, die ich trinke, verdienen. Es ist aber eine harte Arbeit, man muß Kraft dazu haben und die fehlt bei mir. — Was mir jedoch am besten gefällt, daß ist das gute Essen. Ich bekomme kräftige Hausmannskost und darf mir Butterbrod, Milch und Obst zu jeder Tageszeit nehmen. Ich werde wie eine Tochter des Hauses gehalten, es geht mir wirklich sehr, sehr gut, und ich kann Ihnen nur immer von Herzen danken.

L. G., 15jähriges Mädchen

Säm bei Östersund, Juli 20.

Nun bin ich wieder einmal für mehrere Wochen in meinem lieben schönen Säm angekommen und bin so froh und glücklich. Ich weiß gar nicht, wie ich M's danken soll.

In Gösta habe ich einen lieben Spielgefährten gefunden und von seinen vier Schwestern werde ich ordentlich verwöhnt werden, ich bin nun nicht in einem »Dreimäderlhaus« sondern in einem »Viermäderlhaus«.

Heute haben wir da serste Mal wieder schönes Wetter und es ist glühend heiß in der Sonne. Ich soll aber noch nicht wieder baden, weil ich mir kürzlich eine kleine Erkältung zugezogen hatte. Es ist ja auch immer noch ein bisserl kalt im Wasser, da doch von den Bergen unaufhörlich Schneewasser in den Störsee fließt. So sitze ich nun stundenlang mit einem Buche in der Sonne am See und habe die schönste Aussicht auf die Insel Frösön und die schwedisch-norwegischen Gebirgszüge, die zur Zeit noch ganz mit Schnee bedeckt sind.

Nun sind die Festtage der Östersunder großen Ausstellung auch wieder vorüber, leider vorüber.

Ich will Euch nun die Ausstellung, die wirklich etwas Sehenswertes war, so gut wie möglich beschreiben. Als ich im vorigen Jahre in Östersund war, fiel es mir schon auf, daß auf dem jetzigen Ausstellungsplatze eifrig gearbeitet wurde. Bäume wurden gefällt, Vertiefungen ausgefüllt usw. So haben sie nun den ganzen Winter hindurch, so gut und schlecht es auch ging, daran geschafft, und nun steht an der Stelle, wo noch im vorigen Jahre eine wüste Fläche war, eine große umgezäunte Ausstellung mit vielen Gebäuden, die aber alle aus Holz aufgeführt sind und nicht mehr als zwei Stockwerke haben. Ein Architekt hat berechnet, daß die ganze Ausstellung, soweit es sich um Gebäude und Anlagen handelt, von 60 Arbeitern in vier Tagen weggeschafft werden kann.

Die Ausstellung bringt eben alles, was man in Jämtland erzeugt und anwendet, oder auch anwenden sollte. Sie hat viele Häuser, die sich Hallen nennen, da sind z. B. die Industriehalle, die Maschinenhalle, die Waldhalle, die Fischereihalle und die Halle für weibliche Arbeiten; dann der große Jubiläumspavillon und mächtige Anlagen für Konditoreien, Cafés u. dgl. Dann gibt es noch einen großen Platz, auf dem nur landwirtschaftliche und andere Maschinen stehen.

Auch von dem Königsbesuch in Östersund will ich euch etwas erzählen. Der König von Schweden kam am 8. Juli 9 Uhr morgens hier an und fuhr nach dem Rathause, wo er die Kulturmesse eröffnete und zum Volke sprach. Dort sah ich ihn das erstemal; dann ging er zur Bibliothek und da stand ich direkt neben ihn. Er ist sehr groß und hat ein sehr gutmütiges Gesicht, das zu seinem Spitzbart gar nicht passen will. Das dritte Mal sah ich ihn schließlich bei der Parade der Östersunder Garnison. Dann besichtigte er noch die Ausstellung und am Abend fuhr er wieder nach Stockholm zurück.

Kürzlich hatten wir hier auch eine herrliche Naturerscheinung. Es war zunächst noch Sonnenschein, als wir in Säm am Ufer des Störsees standen. Mit einem Male kam über Östersund eine große, tiefschwarze Wolke auf, die den ganzen Himmel dunkel machte, nur in der Richtung nach Drontheim, also nach dem Gebirge zu, schien noch die Sonne. Da es nun über Östersund mächtig regnete, kamen drei große Regenbogen zum Vorschein. Aber das war noch nicht

das Schönste, trotzdem es prächtig aussah, wie alle drei Regenbogen aus der gebirgigen Insel Frösön aufstiegen, sich über den See ausbreitend, bis zu uns auf die andere Seite kamen und hier in den grünen Tannenwäldern verschwanden. Durch die Sonne aber, die noch über den Åreskutan (hoher Berg) schien, wurde die schwarze Wolke gelbrot und der Regen, der fiel, war tief rot, so daß es aussah, als ob Feuer vom Himmel fiel. Der durch die Sonne zu Gold gemachte große See mit seinem roten Flimmern vollendete die Schönheit der Landschaft. Ich habe eine ganze Stunde im Regen am See gesessen und nur immer auf das schöne Bild gesehen, und nicht nur ich, sondern auch die Schweden wunderten sich über solch ein Bild, das, wie sie sagten, noch keiner von ihnen jemals gesehen hätte. Es war richtig die Stimmung, als ob im nächsten Augenblick ein Vulkan ausbrechen müßte, und dabei eine Hitze in der Luft, daß man naß davon wurde, fast wie von Dampf.

Ein Photograph, der in der Nachbarvilla wohnt, hat eine farbige Photographie gemacht, die sehr gut gelungen sein soll, ich will sehen, ob ich eine bekommen kann, damit ich Euch auch das einmal zeigen kann.

H. S., 15jähriger Junge

Hindby, Juni 20.

»Midsommersdag« ist heute. Hier ein Feiertag. Leider nicht so schönes Wetter wie man es sich wünschte. Traurig vor allem für die, welche nur heute frei haben und in den Wald oder an die See gereist sind, um auch einmal Gottes herrliche Natur zu geniesen. Heute früh bin ich mit Bertha und Ellen in der Kirche gewesen. Herr Kyrkokerde Wihlborg sprach sehr schön über das Wort: »Groß (oder reich) sein vor Gott«. Nach dem Gottesdienst fand eine Verteilung von Ehrenzeichen für sechs Leute statt, die auf einem Herregaard langjährige, treue Dinste geleistet haben. Es war sehr schön und feierlich. —

Die Lebensmittelverhältnisse scheinen bei Euch jetzt recht traurige zu sein. Neulich als ein Aufsatz über das Elend des Mittelstandes in der Zeitung stand, der wirklich schilderte, wie alles ist, fragte mich ein Fräulein hier in H., ob das nicht übertrieben sei. Ich konnte ihr gleich Beispiele aus Deinen Brief, liebes Mütterchen, anführen,

und die Dame staunte gar sehr. Wer eben solch Elend an eigenem Leibe nicht verspürt hat, kann es kaum fassen. Hier in Schweden ist jetzt auch alles verhältnismäßig teuer und wir deutschen Kinder können nicht dankbar genug sein, daß uns all das Gute und Schöne zu unserer Kräftigung mit so viel Liebe gegeben wird. Ich verlebe hier, wie im vorigen Jahr, ganz wundervolle Tage.

Eine ganz besondere Freude wurde mir dadurch zuteil, daß ich die Abschiedsfeier der österreichischen Schulkinder, 40—50, auf B. als einzige Deutsche miterleben durfte. Es war wirklich ganz reizend. Nachdem wir uns an Kaffee, Kuchen, Torten und Sahne gelabt hatten, vergnügten wir uns im fröhlichen Spiel nachmittags im Parke, nachher bei Musik und Tanz im Schlosse. Es waren außer Frau W. und ihrer Schwester noch viele Damen dort, die beim Roten Kreuz tätig sind. Es war geradezu rührend, mit welcher Liebe auch die älteren Damen sich an dem Spiel beteiligten. Daß Martin Dir eine Karte zum »Morsdag« sandte, finde ich sehr lieb von ihm. Seit vorigem Jahr feiert man hier den letzten Sonntag im Mai zu Ehren aller Mütter. Es wird geflaggt, in den Kirchen ihrer besonders gedacht u. s. w. Ist das nicht eine schöne Sitte? Der Vers auf der Karte lautet übersetzt: »Zu Mutter kommen wir in langen Reihen mit Kränzen, Blumen und Blättern, denn unsere liebe Mutter soll heut von all ihren Kindern gefeiert werden«.

D. H., 16 jähriges Mädchen

Gällivare, Juni 20.

..... Heute Morgen waren wir bei einer Lappländerin. Sie heißt Margareta und ist schon sehr alt. Sie trägt auch die Tracht. Sie ist: aus dem Renntierfell Schuhe, einen dunkelblauen Rock mit zwei roten Streifen unten herum, einen braunen Ledergurt, eine dunkelblaue Bluse und ein rotes buntbesticktes Käppchen mit weißer Spitze. Dort habe ich lappländische Kost bekommen. Sie schmeckt schauderhaft. Zum zweiten Frühstück essen sie geräuchertes Renntierfleisch, ohne Tunke, ohne Brot, ohne Kartoffel. Sie essen nur das Fleisch.

Abends kann ich nie einschlafen, das macht, weil die Sonne vom 5. Juni bis 5. Juli immer zu sehen ist und es den ganzen Sommer hell ist.

E. B., 12 jähriges Mädchen

Hörby, September 20.

..... Nun bin ich wieder ein Jahr älter geworden und vergeht nun ein Jahr um das andere. Meine Lieben haben mich auch so reichlich beschenkt. Ich schlafe ja mit Onkel in einem Zimmer. Am Morgen kam Tante, als wir noch im Bett lagen, mit einem Tablett mit Kaffee und Kuchen und einer Vase mit Blumen und gab uns Kaffee in das Bett. In Schweden ist es nämlich Sitte, wenn einer Geburtstag hat, daß er dann Kaffee in das Bett bekommt. Nachher, als ich mich fertig angezogen hatte, ging ich zu meinem Geburtstagstisch und fand alles hübsch aufgebaut. Eure Geschenke waren ein Tag früher angekommen. Onkel nahm sie noch so lange in Bewahrung. Von Tante habe ich sechs Taschentücher und einen Kragen zum Joppenanzug bekommen. Von Onkel eine feine Mütze und einen Lotzettel. Die Ziehung ist aber erst im November. Man kann nicht wissen, vielleicht hat man mal Glück. Alexandra hat mir eine große Dame aus Pfefferkuchen gebacken und einen feinen Schlips gekauft.

Am Nachmittag kamen alle meine Freunde. Wir waren 14 Kinder, eigentlich sollten wir 16 Kinder sein. Ich hatte sehr viel von ihnen bekommen: zwei Tüten Konfekt, einen Schraubbleistift, einen Kamm und Bürste, zehn Kronen, Schokolade und einige hübsche Rosensträuße. Wir hatten es sehr lustig. Dora hatte gerade angeklingelt, als wir beim Kaffeetrinken waren. Wir hatten sehr schöne Kuchen gehabt. Ich dachte oft daran, wenn Ihr nur ein kleines Stückchen haben könntet, wie sehr Ihr Euch darüber gefreut hättet...

M. H., 15 jähriger Junge

Dalarne, Sommer 20.

..... Nun will ich Dir von Herberts und Märtas Hocheit berichten. Ich hatte mich sehr gefreut, einmal eine Hochzeit mit feiern zu können und nun ist die erste, welche ich erlebe, hier in Schweden. Albert und Elin amüsierten sich schon die ganze Woche vorher über meine Freude, ich konnte aber auch wirklich kaum den Tag erwarten. Als nun aber der Hochzeitstag anbrach, wurde ich gleich am Morgen sehr enttäuscht, denn der Himmel hatte seine Schleusen geöffnet, dazu war es empfindlich kalt. Armer Herbert, arme Märta! Wir saßen dann in Pelze gewickelt im Auto und fuhren 5½ Kilo-

meter nördlich nach Märtas Heimatort. Farfar und Farmor fuhren in einen zweiten Auto. Als wir nun in Transtrand ankamen, hatte der Himmel dann doch ein Einsehen und ließ ein paar Sonnenstrahlen durch die dichten Wolken leuchten. So konnten wir den Weg zur Kirche zwar noch in dicken Pelzen, aber doch trocken von oben antreten.

Die kirchliche Feier war sehr schön, alle jungen Mädchen standen hinter dem Brautpaar am Altar und ich durfte ganz dicht bei Märta stehen. Sie sah sehr hübsch aus. Nach der kirchlichen Feier ging es zuerst ins Hochzeitshaus und hier wurde dann gegessen und getrunken, wir waren sehr lustig und vergnügt. Dann ging es zum Tanzplatz. Hier habe ich nun auch die schwedischen Volkstänze das erste Mal gesehen und denke Dir, ich wurde sogar von einem jungen Herrn aufgefordert, mit zu tanzen. Weißt Du, Muttichen, ich fiel wirklich vor Schreck beinahe vom Stuhl, aber der junge Mann führte mich dann doch zu den Tanzenden und es ging auch ganz gut. Weißt Du, es sind mehr Reigentänze, die mir gut gefallen. Wir haben aber auch andere Tänze getanzt und da habe ich dann sehr viel getanzt und mich herrlich amüsiert. Min kära Tulimamma war mit mir sehr fröhlich und hat sich gefreut, daß ihre stora dotter soviel tanzen konnte. Albert meinte, es müßte doch sehr nett sein, immer Ballvater zu sein. So ging dieser Tag schnell, viel zu schnell vorüber und als wir mit unserem Auto abfuhren, klang uns noch lange das freudige »Auf Wiedersehen« nach. Es war aber auch wirklich sehr schön gewesen auf der ersten Hochzeit, welche ich erlebte und ich werde mich noch oft und gerne dieser fröhlichen Stunden erinnern. Nach einigen Tagen besuchten uns Herbert und Märta und brachten mir von allen meinen Tanzherrn viele Grüße mit.

Min kära lilla Bengt war am Morgen nach der Hochzeit sehr vergnügt, als ich ihm den Kuchen gab, welchen ich ihm vom Hochzeitsfest mitgebracht hatte. Wir wanderten beide vergnügt zu Mormor und Morfar, um auch ihnen vom Hochzeitsfest zu erzählen. Min lilla söta Bengt sang den ganzen Weg »liten Erna är hon min« ist das nicht furchtbar drollig von diesem kleinen Knirps? Er singt es noch heute wie im Vorjahr.

Fast alle Tage baden wir in einem Bach. Es ist ein herrliches Ver-

gnügen, in dem schönen klaren Wasser umherzuplantschen und zu schwimmen. Es finden sich gewöhnlich unsere ganzen Freundinnen ein, sodaß es immer sehr lustig ist. Wunderschöne Sträucher und Bäume stehen am Ufer und spiegeln sich in dem klaren Wasser wieder, es ist wie im Märchen, wir sind die Wassernixen und treiben unser lustiges Spiel in den Wellen.

Es ist wunder — wunderschön!

Es ist wirklich recht traurig, daß die schöne Zeit so schnell vergeht, fast möchte ich sie festhalten, um einen schönen Tag, welcher wieder so schnell vergangen ist, noch einmal zu erleben.

E. S., 15jähriges Mädchen

GEDRUCKT BEI DIETSCH & BRÜCKNER IN WEIMAR

DEUTSCH-NORDISCHES JAHRBUCH FÜR KULTURAUSTAUSCH UND VOLKSKUNDE

1914. Herausgegeben von Walter Georgi, mit 22 Abb., br. M. 5.—

Inhalt: Erich Lilienthal, Die Industrialisierung Skandinaviens als europäisches politisches Problem; Walter Georgi, Edvard Munch; Willy Pastor, Aus dem Epos der Vorzeit; Eine Reise durch Schweden im Jahre 1804 / Aus dem Tagebuch Ernst Moritz Arndts; Edvard Welle-Strand, Die verlorene Odyssee der Lappen; Gustav Blomquist, Stockholm; Johannes Öhquist-Helsingfors, Finnländische Eindrücke; Irene Triesch, August Strindberg; Andreas Hankland, Lemming; Walter Georgi, Skagen; Gustav Manz, Thule; und viele andere.

Christliche Welt: Mehr als je merken wir es in diesem Weltkriege, wie unheimlich isoliert wir in der Welt dastehen. Es wird darum nach dem Kriege noch viel intensiver als früher daran gearbeitet werden müssen, Brücken zu bauen zu anderen Nationen und Kulturen hinüber. Da steht uns der skandinavische Norden wegen seiner kulturellen und religiösen Eigenart besonders nahe. Obiges Buch, versehen mit hübschen Illustrationen, eine Sammlung ansprechender Aufsätze über nordische Natur, Kunst und Volkscharakter, hat schon vor dem Kriege mit an dieser Aufgabe gearbeitet. Möchte es recht viele und gute Fortsetzungen nach dem Kriege erleben!

BRIEFE DEUTSCHER FERIENKINDER AUS SKANDINAVIEN.

Herausgegeben von Walter Georgi. Leicht kart.

Die Sammlung will das Schauen und Erleben deutscher Kinder in Skandinavien, wo ihnen nach den Entbehrungen der Kriegsjahre gastfreie Familien liebevolle Aufnahme gewährten, aus ihren Briefen in die Heimat aufzeigen. Sie läßt uns die Züge reiner Menschlichkeit in dem Verhältnis von Pflegeeltern und Kindern sehen und erkennen, daß zwischen den nordischen Völkern und uns Deutschen das Gefühl des menschlichen Verbundenseins am stärksten ist.

NORDISCHE VOLKSMÄRCHEN,

Band I: Dänemark, Schweden, Band II: Norwegen, jeder Band br. M. 14.—, in Pappband M. 20.—, Halbl. M. 45.—

Westermanns Monatshefte: Wir wissen ja alle, daß sich der germanische Gedanke dort oben im Volkstum am reinsten erhalten hat; so greifen uns denn auch diese Märchen mit ihrer kühnen, aufrechten Mannhaftigkeit, ihrer todesmutigen Freude an Gefahr und Abenteuern gerade jetzt besonders ans Herz. Dabei sorgt die fein abgestufte Verschiedenheit der drei Nationen für fesselnde Mannigfaltigkeit der Stoffe und Stimmungen: Norwegen bevorzugt das Grausige, Unheimliche und Mystische, wie wirs im Abglanz aus Ibsens »Peer Gynt« kennen; Schweden birgt einen derben und rauhen Kern gern in buntschillernder, phantastisch geformter Schale; Dänemark sucht seinen Ruhm in der eigenartigen Abwandlung altüberlieferter Stoffe, die es dann wohl mit einem feinen lyrischen Duft umhüllt.

M. MACKEPRANG, NORDSCHLESWIG VON 1864—1911, br. M. 10.—, geb. M. 18.—

Schleswig-Holsteinische Volkszeitung: Mackeprangs Buch zeigt in objektiver Darstellung an der Hand der Tatsachen, wie die preußische Gewalt hier oben gesündigt hat, und in Verbindung damit zeigt sie, wie die dänische Bevölkerung auf diese Art und Weise dazu kam, eine Bewegung zu schaffen, die von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde an Kraft und Bedeutung zugenommen hat. Seine deutsche Übersetzung ist daher eine wuchtige Anklage gegen die kümmerliche Methode, mit der Preußen-Deutschland kolonisiert, und ein Lehrbuch für alle, die da lernen wollen, wie man Politik nicht machen darf.

HARALD NIELSEN, NORDSCHLESWIGSCHE SOLDATENBRIEFE, br. M. 6.—, geb. M. 9.—

Die Post: Diese Briefe verdienen aus der Fülle der Kriegsbriefe hervorgehoben zu werden. Stammen sie doch ausschließlich von Dänen Nordschleswigs, die als Reichsangehörige unter deutschen Fahnen den Weltkrieg mit durchkämpften. So kommt ihnen eine besondere Bedeutung zu. Der innere Wert steckt in dem rein menschlichen Erlebnis. Es sind uns wenige Briefe bekannt, in denen alles Geschehene so tief empfunden wird. Das mag in der Natur des nordischen Menschen begründet liegen. Er bohrt sich mit den wachen Kräften seines Geistes und seiner Seele in die Einzelereignisse hinein und geht ganz in ihnen auf. Dadurch wirkt alles nachdrücklicher auf ihn. Er erlebt es intensiver und schildert es demgemäß in seinen erhebenden und erschütternden Augenblicken gründlicher. So erhalten wir aus den mannigfaltigen Berichten ein treues, packendes Bild, das uns in vieler Hinsicht unser Kriegs-Erleben ergänzt.

MITTEILUNGEN DER VEREINIGUNG DER ISLANDFREUNDE, VIII. Jahrg.

Die »Mitteilungen« werden nur an Mitglieder abgegeben. Der Mitgliedsbeitrag beträgt M. 20.— für das Geschäftsjahr, welches von Juli bis Juni läuft.

Was tut die Vereinigung der Islandfreunde?

1. Sie ist ein Mittelpunkt, der alle persönlichen Beziehungen zwischen denen vermittelt, die Interesse an Islands stammverwandtem Volk und seiner eigenartigen Natur haben.
2. Sie gibt Ratschläge für Reisen und Forschungen in und über Island.
3. Sie gibt ein in 4 Heften jährlich erscheinendes Organ heraus, das Kunde gibt von dem, was über Island in der Literatur neu herauskam und was Wichtiges in Island inzwischen geschah, also Forschungsresultate, kulturelle und staatliche Weiterentwicklung u. a.

ANZEIGENTEIL

DES JAHRBUCHES



SASSNITZ-TRELLEBORG

SCHNELLSTE VERBINDUNG NACH DEM NORDEN

AUSKÜNFTE, FAHRKARTEN, BESTELLUNG VON BETTKARTEN

SCHWEDISCHES REISEBUREAU G.M.B.H.

BERLIN, UNTER DEN LINDEN 22/23

Amtliches Reisebüro für Norwegen

Unter den Linden 33 BERLIN W 8 Unter den Linden 33

Telegrammadresse: Nordreisen

*

Ausgabe von Fahrkarten
und kostenlose Auskünfte
über Reisen nach und in

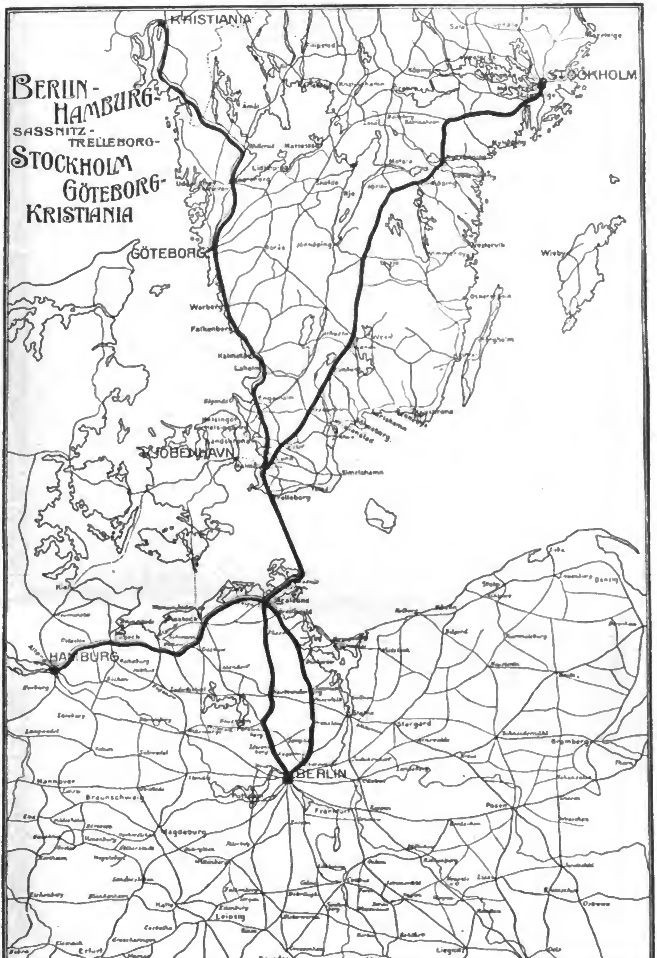
NORWEGEN

Schweden und Dänemark

*

Auskünfte und Prospekte

über Hotels, Kur- und Badeorte, Sommer- und Winterpensionate, Jagd- und Sportfischerei-Gebiete, Wintersportsgegenden usw. in Norwegen


BERLIN-
HAMBURG-
SASSNITZ-
TRELLEBORG-
STOCKHOLM
GÖTEBORG-
KRISTIANIA
KRISTIANIA
STOCKHOLM
GÖTEBORG
KJOBENHAVN
HAMBURG
BERLIN

Belletristische Zeitschriften

Saisonen, Stockholm. Vornehmste belletristische Zeitschrift Schwedens.
Illustreret Tidende, Kopenhagen. Vornehmste und älteste dänische illustrierte Wochenschrift.
Ukens Revy, Kristiania. Wochenrundschau für das Geistesleben Skandinaviens.
Brokiga Blad, Stockholm. Illustriertes schwedisches Unterhaltungsblatt.
For Tusind Hjem, Kristiania. Illustrierte norwegische Familienzeitschrift.
Hushallsbladet, Stockholm. Schwedische Zeitschrift für Haushalt und Familie.

Landwirtschaft

Lantmannabladet, Stockholm. Größtes landwirtschaftliches Blatt der nordischen Staaten.
Ugeskrift for Landmaend, Kopenhagen. Bedeutendes landwirtschaftliches Fachblatt Dänemarks.

Verschiedenes

Dansk Fedevare Tidende, Lørdag. Zeitschrift für die dänische Fleischwaren- und Fettindustrie.
Hoteller, Kur- og Badesteder, Kopenhagen. Sonderrubrik für Hotels, Bäder und Kurorte in „Politiken".
Farmaceutisk Tidende, Kopenhagen. Dänische pharmazeutische Zeitung, Organ des dänischen Apothekerverbandes.
Norsk Industrie- og Naeringshandbook, Kristiania. Nordisches Industrie- und Gewerbeadreßbuch.
Den danske Isenkraemmer, Kopenhagen. Dänische Eisenhändler-Zeitschrift.

Probenummern und Insertionsbedingungen sowie

Vorschläge für den Export

nach den skandinavischen Ländern senden wir auf Wunsch unentgeltlich.

Skandinavische Firmen inserieren vorteilhaft, unter größter Ersparnis von Zeit und Kosten, in den **Zeitungen und Zeitschriften Deutschlands** durch unsere Vermittlung — Man verlange Prospekt!

ALA

VEREINIGTE ANZEIGEN-GESELLSCHAFTEN
Haasenstein & Vogler A.-G., Daube & Co., m.b.H., Berlin SW 19,
Krausenstraße 38/39

Hyperionverlag München-Berlin

Skandinavische Bibliothek

August Strindberg / Ausgewählte Romane

Übersetzt von Else von Hollander. 4 Bände geb. M. 60.— (ohne jeden Teuerungszuschlag). Das rote Zimmer / Die Leute auf Hemsö / Am offnen Meer / Die gotischen Zimmer. In Halbleder, Einzelband M. 36.—

August Strindberg / Inferno

Übers. v. Chr. Morgenstern. Geb. M. 15.— (ohne jed. Teuerungszuschlag)

August Strindberg / Ausgewählte Dramen

7 Bände geb. M. 95.— (ohne jeden Teuerungszuschlag). Einzelband M. 14.— geb., 7 Bände in Halbleder M. 240.—, Einzelband M. 36.—. 1. Bd.: Märchendramen / 2. Bd.: Nach Damaskus, I. u. II. Teil / 3. Bd.: Naturalistische Dramen I / 4. Bd.: Naturalistische Dramen II / 5. Bd.: Geschichtliche Dramen / 6. Bd.: Kammerspiele / 7. Bd.: Jahresfestspiele

Pressestimmen

Volkszeitung (Wien): Die Romane sind von Else von Hollander übertragen und man fühlt, welche Mühe, Gewissenhaftigkeit und welch tiefes, verständnisvolles Einleben in die Strindbergsche Welt an diese Arbeit gewandt wurde.

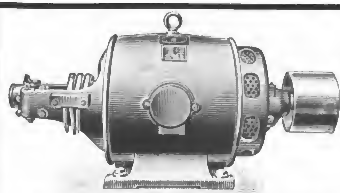
Der Tag (Berlin): Die Übersetzung Else von Hollanders liest sich recht gut und berichtigt alle Versehen, die sich in früheren Übertragungen finden. Die Übersetzerin ist uns schon öfters als Kennerin und Vermittlerin schwedischer Literatur begegnet: sie zeigt auch hier Verständnis und Geschmack.

Breslauer Neueste Nachrichten: Im allgemeinen wird man die schöne Ausgabe des Hyperionverlages vorziehen, der mit ihrer weit gespannten Auswahl von erzählenden und dramatischen Arbeiten unter den neuen Übersetzungen die erste Stelle gebührt.

Münchener Neueste Nachrichten: Durch diese Übertragung gewinnt Strindbergs Gesicht neue tiefere Züge, wird anders, dämmert herauf aus sprachlicher Verhaltenheit, von der wir Ungewisses ahnten. Und plötzlich fangen diese Romane, die bisher im Dunkel hinter die Dramen geschoben lagen, an, aus eigener Kraft als Kristalle, als starke künstlerische Äußerungen eines umfassenden Genius, zu leuchten.

Noch vor Weihnachten 1920 erschienen:

Bang / Ein herrlicher Tag. Lie / Aus Urgroßvaters Haus. Kohl / Die roten Namen. Geijerstam / Die Geschichte eines Unglücklichen




SKANDINAVIEN
gewinnen Sie für
Ihre Erzeugnisse,
wenn Sie regel-
mäßig mit einer
Anzeige in der
Zeitschrift „Nordi-
sche Wirtschafts-
Zeitung, Nordish-
Merkur“, Berlin
SW 19, Krausen-
straße 35/36 ver-
treten sind. Ver-
langen Sie bitte
kostenlos
Probenum-
mer und
Angebot.
und Finnland er-
halten regelmäßig
die „Nordische
Wirtschafts - Zei-
tung, Nordisk Mer-
kur“, die monat-
lich in 5 Sprachen,
im Umfang von 90
Seiten als offiziel-
les Organ nach-
stehender Ver-
bände erscheint:
Deutsch-Dänisch. Wirt-
schafts-Verb., Deutsch-
Schwed. Wirtschafts-
Verb., Deutsch-
Norweg. Wirt-
schafts - Verb.,
Deutsch - Finni-
scher Wirt-
schafts - Verbd.
DAS ABSATZGEBIET
DEUTSCHER ERZEUGNISSE



Schreyer & Co., Spediteure, Stettin

Gegründet 1840 / Draht=Anschrift: Konsul Schreyer, Stettin

Prompter Güterverkekr zwischen Skandinavien, Finnland, Est=land, Lettland, Livland und Stettin.

Einfuhr / Ausfuhr / Lagerung / Versicherung / Verzollungen / See=, Fluß= und Bahn=Transporte

Eigene Wagenladungsdienste aus Schlesien, Bayern, Tschecho=slowakei, sowie Spezial=Verkehre für Porzellan, Hohlglas usw.

RICHTLINIEN
DES
DEUTSCH-NORDISCHEN VERKEHRSVERBANDES

(festgestellt in der konstituierenden Versammlung des Verbandes zu Kopenhagen am 9. Oktober 1913)

1. Der Deutsch-Nordische Verkehrsverband ist eine zwanglose Vereinigung von Verkehrsvereinen und Verkehrsinstituten, die sich die Aufgabe stellt, den Fremdenverkehr nach Hamburg, Kiel, Lübeck, Rostock, Stettin, Flensburg-Sonderburg, Kopenhagen, Malmö, Stockholm, Göteborg, Kristiania und Bergen durch eine gemeinsame Propaganda zu fördern. Die Aufnahme weiterer Seestädte in diese Vereinigung bleibt vorbehalten.

2. Der D. N. V. hat seinen Sitz in Hamburg. Alljährlich findet mindestens eine Versammlung der Verbandsmitglieder statt. Der Ort dieser Versammlung soll tunlichst jedes Jahr wechseln.

3. Die Verbandsversammlung beschließt über die Art und den Umfang der gemeinsamen Propaganda und setzt die Höhe der diesem Zwecke dienenden Ausgaben fest. Die Verteilung der Kosten auf die einzelnen Verbandsmitglieder unterliegt einer besonderen Vereinbarung von Fall zu Fall.

4. Alle Abstimmungen erfolgen mit einfacher Mehrheit. Jede Stadt hat dabei nur eine Stimme. Bei Stimmengleichheit gilt der gestellte Antrag als abgelehnt. In finanziellen Fragen darf kein Verbandsmitglied majorisiert werden. Die Geschäftsführung des Verbandes unterliegt der Prüfung durch die Verbandsversammlung.

In der 2. Jahresversammlung des D. N. V., die am 12. Juli 1914 in Stettin stattfand, wurde als Zusatz zu Nr. 1 der Richtlinien beschlossen:

»Die Aufnahme weiterer Städte an der Ost- und Nordsee wird in jedem Einzelfalle durch ein Rundschreiben entschieden, für dessen Beantwortung eine Frist von 4 Wochen festzusetzen ist. Die Aufnahme kann nur mit $^3/_4$ Mehrheit der Verbandsstädte erfolgen. Eine Nichtbeantwortung des Rundschreibens soll als Zustimmung angesehen werden.«

MITGLIEDER
DES
DEUTSCH=NORDISCHEN VERKEHRSVERBANDES

Verein zur Förderung des Fremdenverkehrs in Hamburg
Jordan & Berger Nachf., Reisebureau Hamburg
Verkehrsverein von Kiel und Umgebung
Reederei Sartori & Berger, Kiel
Verein zur Hebung des Fremdenverkehrs in Lübeck
Verein zur Hebung des Fremdenverkehrs in Rostock
Stettiner Verkehrsverein
Stettiner Dampfschiffs=Gesellschaft, J. F. Bräunlich
Fremdenverkehrs=Verein von Flensburg und Sonderburg
Foreningen til Fremme af Turistbesøget i København
Turisttrafikföreningen för Södra Sverige, Malmö
Turisttrafikföreningen för Stockholm
Göteborgs Turisttrafikförening
Nordisk Resebureau Göteborg
Landsforening for Reiselivet i Norge, Kristiania
Bennetts Reisebureau in Kristiania, Bergen, Trondhjem, Stavanger
F. Beyers Tourist=Bureau in Kristiania, Bergen, Trondhjem, Stavanger

Geschäftsführender Vorstand des Verbandes:

F. R. Krüger, Vorsitzender
Hamburg, Bartelsstraße 105

Cäsar Ehlers, Schriftführer
Hamburg, Bornstraße 6

Von

WALTER GEORGI

sind außerdem erschienen:

JOHANNES ANKER

Roman

Raben-Verlag / Charlottenburg. Geb. 18.– Mk.

*

GEDICHTE IN PROSA

Axel Juncker Verlag / Berlin W 15. Geb. 12.– Mk.

ANZEIGENVERWALTUNG: ALA VEREINIGTE ANZEIGEN-GESELLSCHAFTEN HAASENSTEIN & VOGLER AKT.-GES., DAUBE & CO. M. B. H., BERLIN SW. 19, JERUSALEMERSTRASSE 11/12


SABLATNIG
Luft-Verkehr
Flugzeuge
BERLIN · W 9